

# **Universitäts- und Landesbibliothek Tirol**

## **Mythen und Sagen Tirols**

**Alpenburg, Johann Nepomuk von**

**Zürich, 1857**

I. Mythische Wesen

I.

Mythische Wesen.

---



X 3

I.

## Gulda und die seligen Fräulein.

Unter den mythischen Wesen im Volksglauben des Tiroler Landes nehmen die Seligen, Saligen, insgemein die seligen Fräulein, die oberste Stelle ein. Diese allgemeine Benennung erscheint indessen in manchem Thale abgeändert, und kommt auch als wilde Fräulein, Waldfrauen, Bergfrauen, weiße Fräulein, selbst, doch seltener, als Schneefräulein vor. Auch die Bezeichnung Heilige begegnet, ohne daß dabei an die Heiligen der Kirche gedacht wird. „Salige“ ist nur Dialektabwandlung des Oberinntales, wo in vielen Worten das e wie a lautet, z. B. Gald, Fald u. Noch mehr dialektisch verdorben ist „Salingen“.

Königin der seligen Fräulein ist **Gulda**, an sich schon die bedeutendste weibliche Gestalt der deutschen Mythe, und fast alle Züge von ihr, die in thüringischen und schwäbischen Sagen begegnen, wiederholen auch in Tirol, aber der Mythos von ihrem Gesolge ist in Tirol reicher und zugleich reiner und idealer ausgebildet. Die Urpoesie im innersten Leben des Volkes waltete hier schöpferischer, und sang dem Lande ein Lied von der goldenen Zeit, einer Zeit der Unschuld, der Seelen- und Sittenreinheit, ein Lied, dem die Hirten lauschten, und es gläubig weiter sangen. **Gulda** ist auch, wie im übrigen Deutschland, Schirmerin des Flachsbauers, und gleich der antiken Ceres, nach dem Dichterworte:

„Die Beschirmerin milder Sitten,  
Die den Menschen zum Menschen gestellt.“

Noch gilt der Flachs aus dem Dexthale, in welchem letzteren **Gulda** zuerst dessen Anbau der Sage nach einführte, als der beste im Lande, und wird als feinstes Gespinnst weit in das Ausland, theurer als jeder andere Flachs, verkauft. Zur Zeit der Flachsblüthe überwandelte **Gulda** die Flachsfelder mit freudestrahlendem Antlitz, richtete geknickte Stengel auf, und segnete Kraut und Blüthen. Ihre Wohnung war ein Krystallschloß, in welchem sie unter lieblichem Gesange jene Garnknäuel spann, deren Fäden nie ein Ende nahm, und mit welchen sie fromme und fleißige, arme aber tugendhafte Hausfrauen und Mädchen lohnte und glücklich machte.

**Sulda's** untergebirgisches Reich hat sich die Phantasie des tiroler Landvolkes hochpoetisch ausgemalt; Saal an Saal voll blitzender Bergkry-  
stallgewölbe mit glühenden Granaten ausgeschmückt, die Decke durchsichtiges  
glitzerndes Gletschereis, in welchem sich das die Grotte erhellende Sonnenlicht in  
tausend Regenbogenfarbenstrahlen magisch brach. Rings um den Palaß der  
Göttin ein fast unnahbares Landschaftparadies, Gärten voll Wunderblumen,  
ewig grüne Hügel und Haine, belebt von Gemswild und schillernden Schneehühnern,  
Wildbäche mit goldschuppigen Forellen; und über allem säuselnd  
der Wonnehauch eines ewigen Frühlings. Die seligen Fräulein, **Sulda's** Volk,  
ihre Dienerinnen gleichsam, bewohnten mit ihr dieses weite herrliche Reich,  
aus dem verschiedene geheime und verborgene Pforten in die Regionen der Menschenwelt  
führten, welche die örtliche Sage noch heute kennt und bezeichnet. Nicht selten mündeten jene  
Öffnungen nahe an einem Ferner aus, häufig aber auch stundenweit tiefer in finsterner Waldwildniß,  
oder zwischen nackten Felsklüften, die dem Menschenblick ein Steinblock oder  
eine Eiswand verschlossen hielt. Nur selten ward ein Sterblicher des Vorzuges  
gewürdigt, das Reich der Seligen zu betreten, und wehe ihm, wenn er die ihm  
ermiesene Gunst der Huldinnen verplauderte. Manchen auch hat ihr süßer,  
herzbethörender Gesang auf Nimmerwiederkehr in das zauber-  
volle Bergesinnere verlockt; ein Zug der Sage, der nach der mitteldeutschen  
Frau Venus- und Danhäuser-Märe deutet.

Die Sagen schildern die seligen Fräulein in Silberzindel gekleidet,  
mit goldenen Spangen umgürtet, von Gestalt engelschön, blondlockig, blau-  
äugig. Dieses Augenblau war von der Farbe der Flachsbülthe oder des  
Berg-Chrenpreises, letzterer, wie der Frauenmantel, eine der **Sulda** heilige  
Blume.

Die Königin der Seligen war ganz so, wie diese letzteren, in ihrer  
äußeren Erscheinung, nur noch schöner und herrlicher, und dabei schmückte  
ihr Haupt ein Karfunkeldiadem. An festlichen Tagen trug **Sulda** ein  
Kleid, dessen Farbe so rosig war, wie die Morgenröthe, und die seligen  
Fräulein kränzten dann ihre Häupter mit Alpenrosen. Die Thätigkeit  
der Königin **Sulda** und ihrer seligen Fräulein war eine mannig-  
faltige, so ganz die segnender, heilbringender Gottheiten, wie sie in den  
Mythen der meisten Länder begegnen. Sie trugen Trost und Segen in die  
Hütten der Menschen, brachten Kranken heilsame Bergkräuter, lehrten den  
Mädchen die ganze Flachswirtheft, von der Aussaat des Leinsaamens bis  
zum Nähen des Brauthemdes, halfen auch selbst spinnen, und brachten Glück  
in die Häuser, wo sie weilten. Die Gräber früh gestorbener Kinder schmück-  
ten sie mit Blumen. Auch dieß ist ein bedeutsamer Zug der **Sulda**-  
Mythe, denn ihr gehören, nach voigtländischer Sage, die Seelen aller un-  
getauften Kinder an. Für alles, was sie Hausmüttern und Hausgenossinnen  
Gutes erzeugten, nahmen die Seligen niemals weder Lohn noch Gabe, im

Gegentheil, wer sie mit diesem Anfinnen kränkte, von dem schieden sie alsbald mit trauriger Miene und kamen niemals wieder — ein Zug, der sich hauptsächlich in den Wichtlein- und Hütchensagen durchgängig wiederholt findet.

Zur Sommerzeit halfen die Seligen auf den Bergwiesen heuen, doch halfen sie nicht jedem, sondern nur den sittlich reinen Mähern. Wenn ein solcher das sogenannte „Rodnerinnen-Locken“ übte, d. h. wenn er dreimal mit dem Wehstein über den Rücken der Sense strich, was einen schrillen, weit ins Gebirge hallenden Ton giebt, so erschienen insgemein zwei Selige und streuten mit silbernen Rechen die Mähden zum schnelleren Trocknen auseinander. Das Rodnerinnen-Locken ist noch immer im Brauch, aber selige Fräulein kommen nimmer, nur rüstige irdische Dirndlen folgen noch dem eigenthümlichen Lockruf.

**Gulda** und ihre Fräulein liebten vor allem Alpengefang, Herdenglocken, Schallmeinetöten, Zitherweisen, und ganz im Gegensatz zu den Zwergen norddeutscher Sagen, die wegen zu vielen Glockenklanges ganze Gegenden verließen, liebten jene Wesen auch den Klang der Kirchenglocken. Ihr Mythos bequeme sich frühzeitig dem Christenthum an; sie ehrten auch das heilige Kreuz, Wanderer haben zum öftern selige Fräulein unter einem Kreuze schlummernd gefunden; wer dann niederkniete, ohne sie aufzuwecken, und still für sie und sich ein Vaterunser betete, der band das Glück an sein ganzes Leben. Dafür gewährte aber auch hinwiederum das Kreuz den seligen Fräulein Schutz, zumal in der späteren Riesenzeit, wenn ein grimmer Riese sie verfolgte. Wenn dann eine Selige fliehend zu einem Kreuze eilte und es umklammerte, oder auf einen Baumstrunk sprang, auf dem drei Kreuze eingehauen waren, so mußte der Riese alsbald von ihrer Verfolgung abstehen. Dieser Zug ist eine ganz getreue Wiederholung der Moos- und Holzweibelsagen im Voigtland und im Fichtelgebirge, welche der wilde Jäger jagt, und die er verschonen und unergreifen lassen muß, wenn ihnen gelang, einen mit drei Kreuzen versehenen Holzstoß zu erreichen. Deshalb hatten auch noch immer gewisse Holzknechte und Holzarbeiter drei Kreuze auf solche Baumstrünke, namentlich im Wintschgau. Zu Zeiten wurden diese Kreuze auch mit besonderer Schnelligkeit in den Stamm des Baumes selbst eingehauen, und zwar in zwölf Artschlägen, während dieser schon im Fall begriffen war, und wenn sich die Holzweibchen im Voigtlande, die Seligen in Tirol auf einen solchen Block setzten, konnte jenen der sie jagende wilde Jäger, diesen der Riese oder wilde Mann nichts anhaben. In diesem Zuge sind die seligen Fräulein der süddeutschen und die Holzweibel der mitteldeutschen Sage ganz in eins verschmelzen. Ebenso sind sie es und mit ihnen **Gulda** (Hulle, Holle) in Bezug auf die nächtlichen Umfahrten zur Weihnachtszeit und in den Zwölften, d. i. vom Weihnachtabend bis zum

V Braunenberg im J. 1816

Dreikönigsabende, in Tirol die recht eigentliche Spinnzeit. In dieser sendet **Gulda** dahin, wo sie nicht selbst hinkommt, ihre Fräulein, die schauen durch die kleinen Fenster der Spinnstuben heimlich nach den fleißigsten der Spinnerinnen, welche dann unversehens belohnt werden, dadurch oft manche ehrliche arme Magd zu großem Glück gekommen ist. Sie segneten Rad und Rocken, schenkten Hemden, die sie selbst gesponnen und gewebt so wunderfein, daß ein ganzes Hemd in eine hohle Hand ging, das waren dann Glücks- und Wünschelhenden, die der, welche ein solches trug, alles zu Gunsten gelingen ließen.

Wenn aber aus einem Hause die gute alte Sitte und die Seelenreinheit schwand, so trauerten die Seligen- und kamen nicht mehr; blieb aber nur noch eines von den Bewohnern gut, so kam eine weiße Taube oder noch eher ein Schneehuhn, das im Sommer graubraune, erdfarbige, im Winter schneeweiße Federn hat und von Tauben- oder Rebhuhngröße ist, und bis zu den Zehennägeln herab befiederte Füße zeigt, und brachte im Schnabel ein vierblättriges Kleeblatt mit, das es dem oder der darreichte, denen die seligen Fräulein noch wohl wollten. Nahmen die also gewarnten das Kleeblatt in den Mund, so konnten sie einen der Eingänge in das geheimnißvolle Alpenparadies leicht finden, und dann diente der Klee als halb als magische Springwurz; durch seine Berührung öffneten sich die Pforten zu den Grottengängen, die zu dem schönen Reiche **Gulda's** führten, und die Eingegangenen durften darin bei den Seligen verweilen, bis sich wieder geeignete Dienststellen bei frommen Menschen für sie fanden. Von heidnischer sündhafter Lust, wie im Venusberge der mitteldeutschen Sage, ist hier nie die Rede, auch ist die **Gulda** Tirols nicht wilde Jägerin und Heerfrau.

Als die wichtigsten Eingänge in das Seligenreich werden folgende von der örtlichen Sage namhaft gemacht:

Eine Viertelstunde oberhalb Graun, Dorf im Stschthale des Wintschgaues, zeigt sich im Mittelgebirge ein Vorsprung mit Steinganden (Platten) und einer Kluft, noch heute „3' Salig“ genannt.

Unterm Kirchmähderferner im Gurglthale, wo die Kipelnalpe anstößt, geht eine senkrechte Kluft in den Berg, welche die Umwohner als eine Pforte in das Bergesinnere bezeichnen.

Am Hinternisferner springt aus einer malerischen Eiszrotte die Quelle des Dethalerbaches, und auch diese Deffnung war Ausgang der seligen Fräulein.

Unterm Teinferner, der von Fenk links eine spitzige Zunge herabstreckt, da, wo man nach Rosenthal geht, zeigt sich der Eingang in eine anfangs sehr enge Höhle, die sich aber nach innen erweitert und in das Seligenreich führt.

Beim Dertchen Zufall im Martelthale lag eine von Epheu um-

ranke Höhle, die einer immergrünen Laube glich. Dort hatten selige Fräulein ihren Sitz, und legten thalabwärts herrliche Gärten an, daß davon noch bis heute dieser Bergbezirk „Schönbühlthal“ heißt.

Unter der gefrorenen Wand ob Hinterdur am Fuße des Durer Feners kamen auch selige Fräulein heraus, und sangen im Mondstrahl auf den höchsten Almen.

Eine Viertelstunde unter Schönau erheben sich über den Thalweg dunkle Steinwände, darüber gähnt eine mehr als kirchthurmhohle, schräg stehende Kluft, die einen Ausgang des im Innern befindlichen Dexthaler Seligenreiches bildete.

Am Fuße des Timmeljoches durch die Alpen abwärts bis über Rabenstein hinaus steht silberglänzender Glimmerschiefer zu Tage mit häufig eingesprengten Granatkrystallen. Davon sagen die Aelpler, es sei das Pflaster der seligen Fräulein, und geben den Reimspruch zu vernehmen:

Vom Timmeljoch zum Rabenstein  
Die salig Frau legt's Pflaster ein.

Ein allgemein bekannter Eingang ober Stra heißt „Ercha's Keller“, davon unten eine besondere Sage folgt.

Auf dem Staföllberge bei Ried im Oberinntale, wo sich die Schaafweide der Staföllalpe bis nahe den Dexthalerfernern hinreckt, war vordem auch ein Ausgang, desgleichen bei Zams, eine wildzerklüftete Felsgruppe, noch „die Salg“ genannt. Ein anderer „Salig-Eingang“ wird im Zillerthale unter Hippach oben im Walde gezeigt, und zwar am Luamacherberg. Von außen scheint dieser Eingang eine schreckhafte Kluft, gleich drinnen aber war eine von Rankengewächsen umspinnene Grotte mit schönen Steinen, aus der ein langer Gang in das Bergesinnere führte.

Im Kalm- oder Kalbenthale wohnten ebenfalls selige Fräulein; eine davon wurde zu Zeiten auf einer Gemse reitend erblickt, und hieß das „Gamsfräule“.

Auf der „Frauenpleiße“ hinter dem „Endkopfe“, welcher den linksseitigen Thalflügelanfang des Langtauserthales im Oberinntal bildet, welches an die Dexthalerferner anstößt, schienen sich Selige mit besonderer Vorliebe verweilend niedergelassen zu haben. Ebenso auf den schönen Bergmatten des Kopranerhofes im Langtauserthale. Auch unter dem hohen Fener, der nördlich das Passiererthal begrenzt, wohnten selige Fräulein. Als aber einstmals dort ein Hirte aus Passier sich gelüsten ließ, einer Seligen mit ungeziemenden Anträgen sich zu nahen, und so weit ging, sie zu verfolgen und zum Sprunge über einen Felsen zu nöthigen, da blies sie ihn an und verfluchte die Passierer. Seitdem schwand der Bergsagen am nahen Schneebach, und jede Grube blieb alsbald ohne alle Ausbeute, sobald Knappen aus Passier in ihr anfuhrten. Das ganze Gewerke kam zum Erliegen.

**Sulda** und die Seligen waren auch milde Beschirmerinnen der Alpenthiere. So sanft ihr ganzes Wesen von der Sage geschildert wird, und so sehr der süddeutschen **Sulda** die Nachtseite der norddeutschen fehlt, so konnten sie doch die hassen und verfolgen, durch welche ihren Schülkingen und Lieblingen Leides geschah. Jägern und Wilderern, die in ihr Gebiet eindrangten, traten sie auf schroffen Klippen und Felsabhängen zürnend entgegen, schreckten sie plötzlich durch die blendende Helle, die sie ausstrahlten, und brachten sie zu jähem Absturz in unergründliche Tiefen. Angeschossene und wunde Gamsen trugen sie in ihr Reich, heilten sie, und gesellten sie ihren Heerden, die aus solchen durch sie geretteten Gamsen bestanden. Weit hinten im Kaunserthale ist eine lange Vertiefung, wo sich eine große Alpenweide gegen Süden bis zum ungeheuern Gebatschferner ausbreitet, der dort, ostwärts vordringend, das merkwürdige Dehlgrubenthal bildet. In diesem letztern Thale lag einst, von schimmernden und schirmenden Giegewölben verdeckt und umbollwerkt, nahe den Seligen-Wohnungen der „Gams Himmel“ und noch heute führt jene Vertlichkeit diesen Namen, der lebhaft an die Sage vom „Paradiese der Thiere“ erinnert, das auf dem Matterberge hoch überm Wisperthale, in gottgefeiter Einsamkeit und in ewiger Stille liegen soll, wo alles friedlich durcheinander wimmelt und lebt, Steinböcke und Gamsen, Adler und Lämmergeier, Schneehühner, Birkhähne und Flühvögel, Alpenhasen und Murmenten, unter uralten Ahornen und Zirben, Alpenrosen und krautartigen Weiden, der am höchsten steigenden Holzart\*).

Jetzt sieht man, so klagen die alten Aelpler, selten, ja fast nie eine Selige. „Die Welt ist halter anders geworden, aber nit besser. Die wilden Männer sind in das Land gekommen, und haben die Seligen vertrieben, und a hi gethan, davon weiß man viel zu derzäll'n.“

Soll man die seligen Fräulein, denn **Sulda** steht fest und gesichert im deutschen Mythos, den mythischen Wesen anderer Völker vergleichen? Man kann es thun, es ist keine Kunst, aber es fördert nicht und frommt nicht, es nützt zu gar nichts. Jeder Vergleich hinkt nach altem Spruch, und die vergleichende Mythologie hinkt ärger, wie jenes Bäuerlein im Bintschgau, dem ein Seligfräulein auf der Wiese heuen half, und das ihm gar zu wohl gefiel. Wochte nicht nur die Hülfe hinnehmen, sondern das ganze Fräulein leibhaftig, laste daher letzterem den Fuß; das Fräulein, im Bestreben sich los zu machen, brach das zarte Bein, und verschwand weinend. Am andern Tage brach das Bäuerlein auch sein Bein, blieb lebenslänglich lahm, und seine Familie hat es bis heute noch zu büßen, denn je ein Glied der Familie muß allemal lahm gehen.

Es ist nur wenig damit gewonnen, anzuführen: die seligen Fräulein

\*) S. L. Bechstein: Deutsches Sagenbuch. Leipzig 1853. 20.

lein Tirols sind jene der **Sulda** unterthänigen, meist in der Dreizahl erscheinenden Nonnen der schwäbischen **Sulda**-Sagen. Allerdings erscheinen die Seligen in mancher Einzelsage auch in bedingter Zahl, 2 oder 3, aber nicht immer.

Soll man aus der **Sulda** eine römische Ceres herauskünsteln, weil Römer und Latiner in Tirol Colonien gründeten, und die seligen Fräulein zu Dreaden des Römermythus stempeln?

Ebenso wenig sind die Seligen Tirols identisch mit den slavischen Wilen. Beide zeigen gegenseitig mehr sich abstoßende, als anziehende Pole. Wilen haben schwarze Augen, Selige blaue; Wilen verkehren mit Kampfhelden, Selige mit Hirten und Landbebauern; Wilen tanzen, Selige singen; Wilen sind rachsüchtig, Selige duldsam.

Nicht römisch, nicht slavisch ist der **Sulda**- und Seligen-Mythus Tirols, er ist rein germanisch, urgermanisch, und ist in frühen Zeiten christlich-germanisch geworden. In diesen Würden wollen wir ihn ohne Deutelei und Vermengung mit außerdeutschen Elementen bestehen lassen, als ein dem Lande Tirol eigen zugehörendes, wohl aber ähnlichen Mythen mittel- und süddeutscher Gauen nahe Verwandtes. Die nächste Verwandtschaft findet sich mit den zahlreichen wandelnden weißen Jungfrauen der deutschen, namentlich mitteldeutschen Sagen, bezüglich ihrer Reinheit, ihres in mancher Sage begegnenden verlockenden Gesanges, aber da fehlt wieder der Zug der Verfolgung, den die Tiroler Seligen erleiden, mithin stehen letztere in eigenthümlicher Selbstständigkeit da. †

## II.

### Die Riesen.

Die Riesen-Sage ist in Tirol zu einer Vollkommenheit ausgebildet, wie in keinem der übrigen Länder Deutschlands, und steht nach ihrer Hauptrichtung hin wieder zur Seligen-Sage in so unmittelbarer und enger Verbindung, daß die Mittheilung örtlicher Sagen von beiden nur vereinigt erfolgen kann.

Deuten die Sagen von **Sulda** und ihren Seligen nach einem goldenen Alter der Zeitenfrühe, so bezeichnen die Riesensagen ein ehernes, rauhes Zeitalter. Jene vertreten eine paradiesische Unschuldwelt, letztere alles wilde, ungethüme: Haß und Verfolgung, und zwar einestheils gegen das Menschengeschlecht, noch mehr aber gegen die Seligen. Der wilde Jäger nord- und mitteldeutscher Sagen, der aus dem Urgott **Wuotan** abgeleitete Wute, Wuth, Wode, hat sich in Tirol zu einer Vielheit verkörpert; jeder Riese ist ein solcher Wute, aber es folgt ihm kein wildes

Heer, das unterscheidet wieder wesentlich die südliche Sage von der nördlichen. Der Riese Tirols ist auch vorzugsweise der wilde Mann, keinesweges aber ein einzelner Gebirgsherr, wie der „wilde Mann“ des Harzes, sondern es kam ein Heer wilder Männer in das Land, von Riesengröße und fürchterlicher Gestalt, nahm in Besitz, was es fand, ließ sich nieder, wo es ihm gefiel, und übte jede Gewaltthat roher, durch keine Sitte und kein Gesetz gezügelter Urkraft.

Die Volksbenennung wechselt zwischen Riese, Wilder, wilder Mann, Salwang, im bayrischen Gebirge kommt auch Wutan vor. Salwang ließe sich vielleicht vom mittelhochdeutschen Sal-twan ab ableiten, dessen Bedeutung ein grundherrlicher Zwang ist, dann erschiene der Riese als Zwingherr, Tyrann; seinem Wesen, wie die Sage es ihm beilegt, völlig angemessen.

Riesenspuren werden häufig gezeigt, vor allen: „Riesensteine“ — „Steine vom wilden Mann“, denen bisweilen Fußtritte eingefügt, ja selbst Zeichen eingegraben sind. Der feststehende Zug in vielen Riesensagen: das Steinwerfen, Steinschleudern über weite Strecken und oft ungeheurer Blöcke — ist stets wiederkehrend. Häufig zeigen die Riesensteine ein da, wo sie liegen, nicht vorkommendes oder zu Tage stehendes Gestein, sondern, gleich den erratischen Blöcken, ein fremdartiges, so der „Wilde-Mann-Stein am Kloten“ hoch im Gebirge am linken Eingange in das Wattenthal, der „Riesenstein in Wilten“, welchen Haimon warf; der mehr als 100 Centner schwere „Riesenstein“ von Stadelgröße am Wasser, 1 Stunde vom Alpbach. Diesen trug der „Rohmooserriese“ vom Kolbenthalmelchplatz\*) bis zur Kolbenthaler Säge\*\*). Durch eine Schneelahn (Lawine) wurde der Stein später bis zu der Stelle geschoben, an welcher er jetzt liegt.

Ein gewaltiger „Riesenstein“ liegt einige Klafter unter der höchsten Spitze des Markbachjoches zu Wildschönau im Unterinntal, den der „Salvenriese“ von der hohen Salve herüber warf. Wer die Entfernung mit den Blicken mißt, kann nicht genug erstaunen. Es wird von solchen Steinen noch weiter die Rede sein.

Die Phantasie des Volkes hat sich bei der Schilderung der Gestalt des Riesen bis zum Ungeheuerlichen verstiegen, und oft den Gipfel des Grottesten erreicht, ja manche Schilderung dieser Art erinnert an Sagen des Morgenlandes und Indiens.

Der Leib des Riesen erschien voll graugrüner, selten schwarzer Haare, und mit diesen so dicht bewachsen, daß man vermeinen konnte, der Riese sei nicht nackt, sondern in grauen Baumbart gekleidet. Der Rücken glich einem Stück Fels, darüber hing ein Mantel von Bärenfellen, die Knöpfe waren versteinerte Ammonshörner, oder große Schneckenhäuser, die beim

\*) Der Tiroler schreibt richtiger melchen, von Milch, als der Hochdeutsche melken.

\*\*\*) Säge nennt man in Tirol die Scheit- und Sägemühlen.

Schreiten des Riesen an einander klapperten, zugleich aber war dieses Klappern ein Laut der Warnung für Hirten und Bäuerlein, sich zeitig in Sicherheit zu bringen, was besonders dann nöthig war, wenn der ungethüme Riese die Eigenschaft besaß, die den Riesen der Märchen so häufig anhaftet, nämlich Menschen- und vornehmlich Kinderfresser zu sein.

Auf dem stattlichen Riesenrücken saß ein kurzer, gedrungenener Stierhals und -Racken, auf dem ein dicker Kopf mit sauborstigem Barte ruhte, in dem zwei hervorgequollene Augen lauernd rollten und wie große Kupferteller glühten, wenn der Riese zornig war. Inölgemein aber war der Riese immer zornig.

In der Hand trug der Riese als Bergstock einen sammt den Wurzeln dem Boden entrißenen starken Fichtenbaum, ganz so wie auf dem Harzgelde, den sogenannten Wildemannsthalern, abgebildet zu ersehen.

Seine Wohnung hatte jeder Riese meist für sich in ungeselliger, unzugänglicher Einsamkeit, selten ist von Familien der Riesen die Rede. Sie wohnten in den finstersten Schluchten, in selbst gewühlten Berghöhlen, unter den „Karrn“ (Einsattelungen) der höchsten Gebirgszüge. Von dort gingen sie auf den Gang der Seligen aus, und thaten mit denen die sie fingen, wie der Wode und wilde Jäger mit den Wichteln und Holzweibern, sie rissen sie in Stücken. Ein Zug der Tiroler Sage aber ist wiederum neu. Da die Seligen sehr schön sangen, so hat mancher Riese die, welche er fing, eingesperrt und seine Freude an ihrem Gesange gehabt, wie die Imster an dem der Nothkropf und Canari. Dieser Zug weist schon nach einiger Kultur des Riesenvolkes hin.

Die Stimme der Riesen war ein rauher Grundbaß, der wie Donnerschläge und rauschende Wasserstürze erklang. Der Schrei eines Riesen machte Burgen beben und Felsen in Trümmern stürzen; er löste Lawinen im Hochgebirge, und spaltete Felsen zu Klammen (langen schmalen Schlüften). Da ein Riese, wenn er zu laut schrie, Gefahr lief, die eigene Wohnung durch die Gewalt seiner Stimme zu zerstören, so verhielt sich das ganze Geschlecht insgemein sehr schweigsam, und galt vielen für gänzlich stumm.

Weder Selige noch Riesen waren unsterblich, aber letztere maßen ihr Alter nach Jahrhunderten, daher geschah es einst, daß der Schwarzegger Riese Afinger Holzfällern, die den Urwald rodeten, zurief:

Ich denke diesen Wald  
Neunmal jung und neunmal alt!

Bei der gewohnten Abgeschlossenheit, in welcher die Riesen getrennt von einander lebten, war es natürlich, daß sie einander gegenseitig haßten und bekämpften, und daß, wenn es zwischen einem Paar Riesen zum Streite kam, ihre Umgebung dieß wahrnahm. Von ihren Schlägen und ihrem Stampfen erbebte der Boden, mit den Füßen traten sie Ragen (breite Vertiefungen) in den Boden, die man noch allenthalben im Lande gewahrt,

und welche „Riesentritte“ heißen, wie z. B. beim Wasserfall zu Hinterbur, am „Wilden=Mann=Stein“ im Wattenthale und am „Tirschentritt“ bei Roßweil im Oberinnthale. Dem germanischen Sprachforscher bleibt unbenommen, bei dieser örtlichen Benennung „Tirschentritt“ schon jetzt an die „Thursen“ (Riesen) der scandinavischen und Eddamythen zu denken. Unten wird des Tirschen noch weiter erwähnt. Die feindselige Unduldbarkeit und gegenseitige Wuth der Einzelnen gegen ihres Gleichen hatte großen Antheil an ihrem Steinschleudern, sollte dasselbe auch nur als Kraftprobe in Wettkämpfen gelten.

Die Nahrung der Riesen war roh, wie ihre ganze Natur. Rohes Fleisch erlegter Thiere, Wurzeln, Grünes, doch auch Hervorbringungen der Kultur wurden nicht stets verschmäht. Den Dornauerberg-Riesen im Zillertthale fragte ein Bauer, was er esse? „Kuhpech und Heuschrecken!“ war die brummige Antwort. Der Riese verstand aber darunter Butter und Genssen.

Die Frauen der Riesen heißen nicht, wie jene am Salzburger Untersberge, „wilde Frauen“, sondern „Fanggen“ (sprich Fangken), von denen noch besonders die Rede sein muß, da sie auch ganz selbstständig in den Gebirgsagen auftreten. Diejenigen unter den Riesen, welche Menschenfresser waren, schonten häufig ihre eigenen Kinder nicht, daher versteckte die Fangga oft ihr Kind in ein Bauernhaus, wo es dann auferzogen wurde, und durch seine Kraft außerordentliche Dienste leistete. Durch diesen Zug bahnt sich die jüngere Riesensage an; die Sage, in welcher die Riesen ungewöhnlich starke, ungeschlachte Wildlinge, entweder bössartig oder launenhaft, ja sogar gutmüthig, und meist nicht sehr lichten Geistes erscheinen; ein sehr wichtiger Unterschied, den die Mythenforschung fest ins Auge zu fassen hat. Nicht jeder Riese der Sage ist ein Ur-Riese, es ist ein Unterschied zwischen beiden, wie zwischen Naturgöttern und reckenhaften Helden. Den Ur-Riesen lag die Vertilgung des alten seligen Göttergeschlechtes ob, wie die Giganten und Titanen der antiken Mythe die Götter bekämpften, nur mit minderem Glück; ihren Söhnen blieb der Kampf gegen Ur-, Bären, Drachen und Lintwürme\*), dann die Riesenarbeit erfordernde Ausrodung der Urwälder und das Wegbahnen der Kultur bis zu den höchsten bewohnbaren Höhen der Gebirge.

Immer aber kehrt die Riesensage mehr die ungeschlachte, recken- und rüpelhafte Seite ihrer Helden heraus, als eine feine, gesittete. Stets trägt der Riese, wie den Mantel, den er niemals ablegt, auch beim heißesten Wetter nicht, Widerspenstigkeit gegen höfliche und gute Sitte zur Schau.

\*) Lint= nicht Lindwurm nach J. Grimm und mittelhochdeutsch. Der Wurm heißt nicht nach einer Linde, sondern nach dem Glanze, den der Hirt ausstrahlt, welchen er hütet. D. M. 652.

Ein Kaunerberger fragte den Riesen vom „hohen Tschniersthal“ bei Grubich, warum er stets den Mantel trage? und der Riese antwortete: „Ich trage meinen Mantel bei schönem Wetter, damit ich beim schlechten thun kann, gerad' was ich will.“ — Diese lakonische Riesenweisheit lebt heute noch unter den Oberländern und Vintschgauern, und paßt auf gar manches Verhältniß. Sie erinnert an einen Volksspruch in Mitteldeutschland. Einer spricht: Ich mache es, wie Herr Adamus! — Wie machte es der? — Antwort: Er machte es, wie er wollte.

Von der ungeheuerlichen Leibesbeschaffenheit der Ur-Riesen noch einige Züge.

Wenn ein Ur-Riese Feuer anmachen wollte, so riß er zwei Harzbäume aus, rieb sie nur zweimal an einander, und die Bäume flammten, dann steckte er sie unter die andern Bäume ins „Heerdhölzl“ hinein.

Einem Ur-Riesen war der Leib steif geworden, so daß er nicht vermochte, sich zu bücken. Ein Bauer, der ihm als Bote diente, mußte jedesmal, wenn er ihm etwas sagen wollte, auf eine hohe Tanne klettern, um dem Riesenohre nahe zu kommen, und sich verständlich zu machen.

Einst fuhr ein Bauernknecht von Hall mit seinem Paar Dechslein in den Gnadenwald, um gehacktes Holz heim zu holen. Ueber dem aufladen wurde es Nacht, und unterwegs gelangte der Bauer mit seinem Geschirre an einen Hügel, den er früher nicht bemerkt hatte, und trieb die Ochsen tüchtig an. Auf der Anhöhe zeigten sich zwei Hohlwege; der Bauer schrie: „Hott! Hott!“ und lenkte in den rechten ein, bald wurde der Hohlweg zur langen Höhle, in welcher stachliches Gestrippe den Weiterweg hemmte. Der Bauer war in das linke Nasenloch des Walder-Riesen eingefahren, dem jetzt das Fuhrwerk kitzelte; er nießte daher mit Behemeng — und Bauer, Dechslein, Holz und Wagen flogen weit in die Welt hinaus.

Im Billerthale wohnte ein Ur-Riese, welcher die Eigenheit besaß, im Schlafe stark zu schnarchen, das rollte wie ein stetes Gewitter; wenn er einathmete, bogen sich die Bäume bis zum Boden; wenn er ausathmete, schnellten sie mit Gewalt in die Höhe, das war ein Lärm, als tanze die Windsbraut in diesem Walde ihren tollsten Reigen.

Der Glunkezer-Riese haute über seine Höhle, die über 1 Stunde breit, und ebenso tief war, ein Gewölbe, das ist der jetzige „Glunkezerberg“. Der Riese hatte zuviel gebrüllt, davon wurde Kalk und Mörtel und Gestein morsch, und nun zerbröckelt allmählig der ganze Berg, und fällt, zum großen Verdruße der Gernsjäger, nach und nach in Trümmer.

Die im Elsaß, auf dem Harz, im Thüringerwalde, und auch sonst noch begegnende Sage vom „Riesenspielzeug“ findet sich auch in Tirol, und scheint sogar dort ihre ursprüngliche Heimath zu haben.

Auf dem Berge über dem Schlosse Tirol lebte ein Ur-Riese mit seiner Familie. Einmal kam das Riesenmäd' herab, und dem Kinde gefielen

einige an der Erde herumkrabbelnde Käfer so wohl, daß sie sechs Etük derselben in ihr Schürzchen nahm, oder in ein Lüklein band, und sie freudig dem Vater zeigte. — „Dirndl! Dirndl! Was machstü? Wo gedenkstü hin?“ sprach der alte Niese unter Koppschütteln. „Das sind ja Algunder Bauern! Das sind gar nükliche Mannlden — pack' gleich wieder ein, und trag' sauber wieder abi!“

Als das alte Niesengeschlecht dahin war, verkommen in seiner Unkultur, tauchte das jüngere Geschlecht auf, das eine Stüze und ein Pfeiler der auch im Volke lebenden Romantik wurde. Dieses führte herrliche Schükßer auf, trug goldene Kronen, machte sich zu „Königen“, übte Zaubere, hielt wunderschöne Prinzessinnen gefangen, zog mit Schwert und Harnisch auf Abenteuer aus, und so wurde ganz allmählich, wie man auch an Sagen im mittlern Deutschland gewahrt, die Niesensage zur Rittersage, ja sie ging in Tirol noch weiter, sie verkörperte ihre Niesen zuletzt in reiche Bauern, die auf ihrem Grund und Boden recht „hoach“ thaten, und endlich gar ließ die Sage manchen Niesen zum zigeunerhaften „Törcher und Landstörzer“ herabsinken.

Neben diesen Herabkömmlingen des alten Ur-Niesengeschlechtes erscheinen auch noch zum Christenthum bekehrte „Wilde“ theils als Kleinhäusler in Höhlen hausend, oder in süßer Gewohnheit des Nichtsthucens durch die Waldgebirge schwärmend, bis Ungemach der Witterung und Hunger sie zwang, menschliche Wohnungen aufzusuchen, am häuslichen Heerde sich zu wärmen und ihre breiten Hände auf die „Westgrube“ zu legen, auf welche jegliche Bäuerin noch immer so vielen Werth legt. Wollten sie essen, so mußten sie auch arbeiten, und thaten beides mit vielem Eifer, so wie aber der Frühlingsföhn durch die Thäler wehte, waren sie flugs auf und davon, lenkten aber dann dankbar die wilden Wasser von den Häusern und Hütten ab, in denen sie Unterkunft gefunden und Gastfreundschaft genossen hatten, riefen auch den Bauern in die Thäler nieder, was für Wetter werden würde. Gegen Gute war diese Niesenart gut, selbst neckelstü; an Bösen und an denen, die sie beleidigten, übten sie grimmige Rache, und ließen Steinrutschen und Bergwässer gegen deren Gehöfte los. Sie waren schon so weit kultivirt, daß sie Waldsingvögel, Murmelthiere und Schaafeliebten, und sie vor Gefahren zu schükzen bemüht waren. Keinem Jäger war zu rathen, ein Murmentl zu tödten, einem Singvogel nachzustellen. Wenn ein Bauer die Schaafse zu lange eingesperrt hielt, so öffneten die Niesen Nachts den Stall und trieben die Thiere auf gute Weide. Behandelte ein Bauer das Schaafvieh unbarmherzig, so führten die Niesen erst das letztere von dannen, und dann fiel gewöhnlich eine Schlaglawine nieder und begrub und zertrümmerte Haus und Hof, Habe und Gut.

Man will behaupten, daß die Niesen über das verunglücken von Schaafen bitterlich geweint hätten.

Schon nach der heiligen Schrift vermischten sich die Riesen mit den Töchtern der Menschen; ein Gleiches thaten auch die Riesen Tirols, freilich suchten sie sich dazu einen starken Schlag aus. Einst freiete die Dornauer-Riesentochter einen stattlich großen Pfitscher-Grundbauern, und gab ihm den Verlobungskuß. Als dieser gegeben war, sank der Bräutigam tod hin. Die starke Riesenmaid hatte ihm bei ihrer feurigen Umarmung alle Rippen und das Herz dazu, entzweigeedrückt.

Die Riesensage Tirols in ihren verschiedenartigen Umwandlungen ist vorzüglich heimisch im ganzen Unterinntale, im Zillertthale, wie im Salzbürgischen. Seltener ist sie im Oberinntale, dort heißen die Riesen Schlegtweg „Wilbe“, im Südtirol aber „wilde Männer“.

Die haarigen Enneberger-Riesen werden vorzugsweise „Salwangs“ genannt, deren Weiber heißen „Gannes“; letztere sind besonders im Fassau und Pustertthale bekannt. Diese Riesen wohnten in Gemeinschaft in den zahlreichen Höhlen des Kreuzkofes, redeten fast niemals, und äußerten ihr Verlangen nur durch rohe Naturlaute. Die „Gannes“ waren von starkem männlichen Schlage, haarig und bartig, nichts weniger als schön, und verweilten fast immer in den Berghöhlen.

Als Riesenwohnungen und Riesenaufenthalte, von welchen meist örtliche Sagen gehen, werden hauptsächlich folgende genannt: der Dornauerberg im Zillertthale, dort wohnte in einer schwarzen Höhle der Ur-Riese Säuner. Seine Nachkommen bewohnten dann später ein bäuerliches Riesenhaus, den „Dornauer-Hof“, weiter draußen im Zillertthale.

Der Vorsprung des Mollgebirges oberhalb des Schlosses Tirol wurde von jener Ur-Riesenfamilie bewohnt, von der die Sage vom „Riesenspielzeug“ herrührt.

Der oben schon genannte Ur-Riese, der „Walder“ geheiß, hatte seine Höhle im Gebirge ob Gnadenwald, und es führte in dieselbe ein ungeheures Thor neben einer steilen Felswand. Als der Riese gestorben war, schoben sich die Felsen zusammen, und schlossen die Höhle. Ein schwarzer Streifen zeigt noch, wo die Felsen an einander gestoßen sind, und heißt das „schwarze Mandl“ — ist auch zugleich ein Wetterzeichen.

Vom „Serlespiz“, auch die „Waldrastspiz“ genannt, ist eine besondere örtliche Sage volksmündlich, welche unten folgt.

Bei Grubich im Tschiererthale wohnte ein Ur-Riese; ein anderer, der „Wattenthaler-Riese“ hatte seinen Aufenthalt „am Kloten“ auf der luftigen Höhe des Gebirges, welche die linke Seite des Thalausganges bildet. Dieser verstand sich gut auf das Wetterprophezeihen, war ein Bauernfreund, und würde die Bauern gelehrt haben, aus Futen (Molken, auch Buttermilch genannt) Butter zu machen, wenn sie sich etwas weniger bäuerisch, und etwas mehr manierlich gegen ihn benommen hätten.

Ein sehr alter Riese hat im Hauserwald auf dem Schwarzee bei Afling gewohnt.

An der Poststraße zwischen Zirl und Telfs soll ein Riese, des Namens Thyrsus gewohnt haben, von ihm trage der Weiler Tirschenbach den Namen. Er wird unten nochmals erwähnt. Der Name Thyrsus ist latinisirt. Hier sei nur bemerkt, daß Tirsch ganz gut deutsch ist, es heißt eben Türse mittelhochdeutsch ein Riese. In einem Volksmärchen begegnet ein „Turschemann“ als Riese; der „Türst“, der wilde Jäger des Pilatusberges in der Schweiz hat lautverwandten Namensklang und könnte auch hieher bezogen werden. Die Schreibart „Dürst“ ist unrichtig.

Oberhalb Haid im Vintschgau, auf dem Wege, wo der Blagethof steht, wohnte ein Riese, Namens Urhanns, mit seiner Fauggin. Er war ein Kinderfresser.

Auf der „hohen Salve“ im Unterinntale hauste der „Salvenriese“, der als gewaltiger Steinwurfkünstler so berufen, wie verrufen war.

Vom Riesen über der Hinterdur bei der „gefrorenen Wand“, der „Durer-Riese“ geheißen, folgt eine besondere Sage.

Ueber der Schaafalme Zulfein ganz zu hinterst im „Bolderthale“ wohnte ein schrecklicher Riese, der um die schönen Töchter eines Hirtenkönigs fruchtlos freite. Im Albachthale wurde ein kräftiger Ur-Riese zum Bauer; er begründete den noch stehenden Rossmooser-Hof. Sein Geschlecht wurde allgemach kleiner.

Aber auch in seiner Verjüngung blieb das Riesengeschlecht noch gar stark und mannhaft, und füllte noch in später Zeit das Land mit Staunen.

Theils wurden diese Riesen-Abkömmlinge zu **Unholden**, und dann hafteten ihnen dämonische oder diabolische Züge an, oder sie wurden zu sogenannten „**Starken**“, und als solche Bauern, Holzleute, Wilderer, Robbler (Hagmeier), die ihre Gegenden mit den Kunden ihrer Kraftthaten erfüllten; die Kraft dieser Starken war aber entweder eine besondere Vergnädigung von Gott, oder sie war ein Naturgeheimniß.

So hatte Kaiser Maximilian einen Jäger; dieser war unholdmäßig geartet, aber außerordentlich stark. Er setzte den Kaiser, der doch ein gewichtiger, stattlicher Herr war, auf die flache Hand und trug ihn so auf den Neaberg. Dieser Gefelle hatte seine Wohnung oberhalb Greit aufgeschlagen, und man nennt das Haus auf ihrer Stätte noch heute den „Unholdhof“, dessen einstiger Eigenthümer jetzt als Püß wandern muß.

Ein Starker aus der Stubai trug auf seinen Schultern 9 Centner Eisenwaaren nach Schafhausen zu Markte, allwo man so darob erstaunte, daß man ihm gestattete, lebenslang seine Waare zollfrei einzuführen, und sein Bildniß auf eine Wand malen ließ.

Solche Sagen sterben nie aus, vielmehr bleiben sie in steter Verjüngung begriffen. Noch heute kann jeder Bergwanderer auf der Alpe Morenthal

unterm Sonnwendjoch einen 6 Zentner schweren Stein auf dem Dache der Almhütte liegen sehen. Ein Starcker neuester Zeit, ein Zimmermann von Bruckerberg, der Auer Peter geheißn, trug ganz allein den Stein aufs Dach, nachdem er zuvor sich eine ganz starke und feste Leiter zu diesem Behufe gemacht hatte. Der Auer Peter ist erst im Jahre 1850 verstorben. Er hat auch von Reit nach Hinterkogel sieben Bodenladen von 1½ Zoll Dicke auf einmal getragen, und noch in seinem 78. Jahre trug er auf den großen Haag auf der Alpe Laditz in der Riß ganz allein den gewaltigen Firstbaum, und legte ihn auch allein auf, was ihrer sechs Zimmerleute nicht „zoweg bringen“ konnten.

Noch einige Sagen von solchen Stärke-Außerungen sollen unten den Schluß der örtlichen Riesensagen bilden, welche nun im Vereine mit den Seligensagen folgen.

### III.

## Örtliche Sagen von den Seligen und den Riesen.

### 1.

#### Das Genssenfräulein im Kalmthale.

Zwischen Saltaus und St. Martin mündet am rechten Ufer der Passer das Kalm- oder Kalbenthal aus, dessen Bach gleich bei der Ausmündung einen schönen Wasserfall bildet. Tief in der Thalenge, aus der dem Alpengrün himmelanstrebende Felsen in die Wolkenhöhe entragen, schoß ein Wilderer eine Gensmutter, die mit ihrem Böckchen, welches sie kurz vorher erst geworfen, harmlos auf einer kleinen Matte spielte. Das arme Thier stürzte tod zu des Jägers Füßen nieder, und das Böcklein erschrak so sehr durch den Schuß, daß es ebenfalls von der Felswand niederkollerte, ein Bein brach, und von dem Schützen ungesehen, hülflos liegen blieb. Da trat aus umbuschter Felskluft ein seliges Fräulein, und dessen Erscheinung übergieß die Matte wie ein Sonnenlicht. Schneeweiß war des Fräuleins Gewand, golden ihr Gürtel um den schlanken ätherischen Leib. Die Selige stieg nieder in das Dickicht, in welchem das leidende Gensböckchen lag, hob es auf, trug es zu einer Quelle, wusch es sauber, pflückte Waldkresse und drückte deren Saft auf die Wunde des Thierchens, und schiente ihm das gebrochene Glied mit breiten Flechten und Wurzelgefäßer. Unbemerkt sah diese That der Seligen ein Hirte, sah, wie die Selige das Thierchen an sich drückte und nach weiterer Hülfe umschauend, die Blicke ihrer blauen Engelaugen rings umher strahlen ließ. Da gewahrte das selige Fräulein den Hirten, eilte auf ihn zu, gab ihm ver-

trauensvoll ihren Schützling, und sagte zu ihm: Sieh meinem armen Liebling Ziegenmilk zu trinken drei volle Monate lang, dann komme ich zu Dir und hole ihn ab. Versorgst Du mir das Thierchen gut, so soll es traun Dein Schade nimmer sein. — Mit diesen Worten entschwebte die Selige, und der Hirte wußte nicht, wie ihm geschehen war; er blickte wie träumend nach der Stelle, wo sie stand und schwand. Das Gamsböcklein pflegte er gut und getreulich, bald sprang es munter mit den jungen Ziegen umher, und machte auch schon seine Sprünge; und es gedieh erfreulich, wuchs groß und stark, und der Hirte ersehnte nun täglich des Fräuleins Wiederkehr. Eines Abends erschien die Selige plötzlich bei des Hirten Heerde, griff gleich nach ihrem Gamsbock und schwang sich auf dessen Rücken, eine leichte, zierliche, holdseltige Reiterin, und nahm sich noch hundertmal schöner aus, wie die Jungfrau Lorenz von Langermünde auf ihrem Hirsch. \*) Die Selige dankte dem Hirten mit freundlichen Worten, und gab ihm ein Kästchen, das über und über mit Krystallen und Granaten besetzt war, worauf sie alsbald auf ihrem Gamsbock von dannen ritt, hoch, hoch hinauf, über die steilsten Zacken und Zinken; bald war die lichte Gestalt ins Abendglühen eingetaucht, und zog am höchsten Grat dahin wie ein rosigflammendes Wölkchen. Dem Hirten war wunderbar und weh ums Herz, er hätte gar zu gern die liebsüße Erscheinung und Gestalt noch länger gesehen und angeblickt. Er wurde eine Zeitlang sehr traurig, und trug gar kein Verlangen, zu sehen, was in dem Kästchen sei. Endlich, nach einigen Wochen erst, schloß er es auf, da war es voll uralter goldener Münzen, und das war für ihn ein reicher Schatz. Endlich fand er auch einen noch köstlicheren Schatz in einer Maid von Gonda auf dem Niederberge, die just so schöne blaue Augen hatte, wie das selige Fräulein. Bald wurde die Sache richtig, der Hirte kaufte den schönsten Hof, wurde ein glücklicher Mann und Vater, und seine Frau brachte lauter schöne Kinder mit lichtblauen Augen und blonden Haaren zur Welt, und das erbte in der Familie fort bis in unsere Tage, und des ehemaligen Hirten Haus blieb ein gesegnetes. Jener Jäger aber ist nach seinem Schusse gar nicht wieder nach Hause gekommen. Das selige Fräulein jedoch sieht man noch bisweilen auf dem Gamsbock im Abendroth über die Felsenkämme reiten, strahlend im rosigen Glanze, und nennt es „das Gamsfräulein“.

## 2.

### Die drei seligen Fräulein ob der Morin im Dexthale.

Einst raubte einer armen Hirtenfrau aus Lengensfeld im Dexthale ein Lämmergeier ihr Kind, einen Knaben, als sie zur Alme emporstieg,

\*) S. L. Bechstein: Deutsches Sagenbuch, 339.

auf welcher ihr Mann hütete, während sie an einer Wegkapelle knieend ihren Rosenkranz betete. Aber der Himmel fügte es, daß der Geier sich droben auf einem Felsstück mit seinem Raube niederließ, gar nicht weit von dem Hirten, der den Geier mit Steinwürfen verschuchte, und so der Retter seines eigenen Kindes wurde, das er seit dem Frühling nicht gesehen. Es waren aber die drei seligen Fräulein, welche in der Nähe des Dezhthaler-Ferners über und hinter einer, „die Morin“ geheißenen, Felswand wohnten, schon bei der Rettung jenes Hirtenknaben unsichtbar thätig und hilfreich gewesen.

Der Knabe erwuchs und trug stets in seiner Seele den Zug nach den Höhen des Gebirges; er wurde ein kühner Alpensteiger und Bergschütze; als solchen zog ihn von jeher ein geheimnißvoller Trieb nach der Platte über der Morin, denn dort — so ging die Sage — sollte auch ein Thierparadies sein, da sollte es Gemsen in Schaaren geben, ja sogar noch Steinböcke, aber kein Jäger könne dahin gelangen. Der junge kecke Knabe aber wollte das Wagstück bestehen, und begann seine Wanderung, die damit endete, daß er unter Todesgefahren sich verstieg, endlich nicht mehr wußte, wo er war, und von der eisbedeckten Platte, die sich über 10,000 Fuß hoch in die Wolken erhebt, herab auf eine grüne Alpe rutschte, die er von droben kaum sehen konnte, und daß ihm darüber hören und sehen verging.

Als der Jäger wieder zum Bewußtsein kam, lag er auf Speis und Edelweiß gebettet in der Krystrallgrotte der drei seligen Fräulein, die ihn zum zweitenmale gerettet hatten. Sie umstanden ihn, strahlend von himmlischem Liebreiz, und ihr Anblick weckte in ihm die süßeste Empfindung. Er blieb nun ein gutgepflegter Gast der seligen Fräulein, durfte ihre herrliche Wohnung, ihre Gärten, ihre Thiere sehen, aber es wurde ihm auch gesagt, daß seine lieblichen Birthinginnen die Schutzgöttinnen der Alpenthiere seien, und ihm das Versprechen abgenommen, nie ein solches Thier zu tödten, nicht Gemse, nicht Alpenhasen, nicht Schneehuhn, nicht einmal ein Murmentl.

Drei Tage durfte der Bub bei den seligen Fräulein verbleiben, durfte sie küssen und anbeten, dann aber mußte er dreierlei heilig und bei seiner Seele Seligkeit angeloben, wenn er jemals wiederkehren, oder wenn er, auch für den Fall seiner Nichtwiederkehr, drunten glücklich sein wolle. Zum Ersten Verschwiegenheit so tief wie das Grab, daß er je die seligen Fräulein gesehen, und bei ihnen gewesen; zum Andern niemals ein Alpenthier weder zu tödten, noch zu verfolgen; zum Dritten, nie einem Menschenauge den Weg gewahren zu lassen, der ihm gezeigt werden würde, um bequemer zu ihnen zurückzukehren. Ein viertes Versprechen, nämlich den Seligen die Liebe, die er gegen sie an Tag gelegt, zu bewahren, und mit keiner Dirne vertraut zu thun, keinen Handschlag oder Kuß zu geben,

verstand sich, wie die Seligen meinten, schon von selbst ohne Schwur und Gelöbniß. Dann ward der Alpensohn nach einem zärtlichen Abschied in eine bergestiefe Kluft hinabgelassen, die sich tief unten im Thale der brausenden Achen unter bergenden Alpenrosenbüschen öffnete, nachdem ihm noch mitgetheilt worden war, daß er an jedem Vollmondabende auf drei Tage wieder zum Besuche kommen dürfe, und nur durch diese Kluft in den Berg eingehen und unten ein bestimmtes Zeichen geben könne.

Der Bub kam wie umgewandelt nach Hause. Ihm war, als habe ihm geträumt, und bald genug hieß er der Träumer, denn er nahm nie mehr einen Stutzen zur Hand, ging auf keine Jagd mehr mit, besuchte keinen Tanzplatz, aber in jeder Vollmondnacht schlich er zur Felskluft tief unter der Morin, und trat in das Bergesinnere und war drei Tage lang glücklich mit den seligen Fräulein, deren wunderlieblichem Gesange er oft beseligt lauschte. Daheim aber verfiel seine Gestalt, er wurde bleich und matt, vergeblich indeß war es, daß Aeltern und Freunde in ihn drangen, doch zu sagen, was ihm fehle? — Es fehle ihm ja nichts, sprach er auf solche Fragen, er habe ja Freude die Fülle.

Da Vater und Mutter seine heimlichen Weggänge in den Vollmondnächten wahrnahmen, so schlichen sie ihm einmal nach und hart am Eingange traf sein Ohr der Mutter Stimme, die ihn beim Namen rief, und als bald schoben sich die Felswände vor des Jünglings Augen zusammen, und im Berge stürzten mit Geträch und Donnerepölter Steine auf Steine nieder. Des Jünglings Glück war ihm nun unwiederbringlich verloren. Trübsinnig und in sich gekehrt, ging der Unglückliche in seinen Heimathort zurück — achtete weder der Mutter Thränen noch des Vaters Schelten über sein Wesen, blieb theilnahmslos für jeden aufmunternden Zuspruch und für jede Zerstreuung, und suchte so kraftlos und thatlos hin, bis der Herbst kam, die Heerden von den Almen in die Winterställe des Thalortes getrieben wurden, und das schöne Naturleben der Gebirgswelt erstarb und unter Schnee begraben wurde.

Da kamen ein paar alte Freunde in das Haus des Hirtensohnes, die sprachen von einem Jagdgame, den sie hinauf nach der Platte zu unternehmen wollten, und da funkelten zum Erstenmale wieder die Augen des jungen bleichen Gebirgsschützen, die Jagdlust, die Wildererlust, die unüberwindliche, regte sich in ihm — vielleicht war es auch ein anderer Trieb. Er wollte noch einmal eindringen in das gefeite Gebiet der seligen Fräulein, und gehe es auf Tod und Leben. Am Leben lag ihm ohnehin nichts mehr — und Tod war ihm Befreiung.

Der Jüngling brachte sein Jagdzeug in Ordnung, ließ sich einen Stutzen, denn der seinige war zerschellt und zerspellt in einer Felschlucht ob der Morin liegen geblieben, und schloß sich dem frühen Weidgange der Wilderer an. Erst ging er mit ihnen, dann eilte er voraus, höher —

immer höher — wie von unwiderstehlicher Macht gezogen — es war ihm so leicht ums Herz, allzulange hatte die dumpfe Luft der Thalenge ihm die Brust bedrückt — er stieg so rasch, als ob er Arsenik gegessen habe, das tödliche Gift, das manche Nelspler in kleinsten Gaben genießen, um sich lüftiger zu machen, und endlich erblickte er eine Wächtergemse. Diese pffiff und entchwand hinter dem Grat, auf dem sie gestanden. Der Alpenjäger erklimmte den Grat, da sah er unter sich, aber außer der Schußweite, auf einer kleinen Matte, ein starkes Rudel Gemsen; nur eine war ihm ziemlich nahe, und diese eine verfolgte er unablässig, bis das geängstete Thier nicht weiter konnte, und an einem Abgrunde still stand, den vor eitel Jagdeifer der Schütze gar nicht sah. Er legte an — da klang es wie eine klagende Mädchenstimme, aber der Jäger horchte nicht hin — er zielte scharf, er schoß. Siehe da umleuchtete ihn ein heller Glanz, die Gemse stand ungetroffen in dem Glanze, und vor ihr schwebten in blendender Helle, aber strengen und zürnenden Angesichts die drei seligen Fräulein, und naheten ihm, und bei ihrem ersten Anblick ohne Liebe und ohne Lächeln überrieselte den Jüngling ein tiefes Grauen — er wannte zurück — noch einen Schritt und hinterrücks taumelte er in den tausend Fuß tiefen Schlund, und von seinen Fußtritten lösete sich bröckelndes Gestein, und eine Mure schoß ihm polternd nach und begrub ihn unter ihrem Schutt und Gerölle.

## 3.

### Die drei Seligen auf dem Ungarberge.

Zwischen dem Markte Imst und dem Stationsorte Nassereit zieht sich, vom Rigerbach durchrollt, das Gurgl=Thal, nicht zu verwechseln mit dem Gurgl=Thal, das dicht unterm Fuße des Deythalfeners beginnt. Am Wege liegt ein Weiler, bei Strad (Stra in der Landessprache), und ob der Strad eine Stunde hoch zeigt sich am Ungarberge oder Ungarskopf ein kellerartiges Gewölbe, einst ein Eingang zur untergebirgischen Wohnung dreier seligen Fräulein, vom Volke die „Heiligen“ genannt. Diese erschienen bisweilen außerhalb ihres gewölbten Grotteneinganges, und bleichten Linnen, oder hingen schneeweiße Gewänder zum trocknen an die Sonnenstrahlen auf, die sich durch dichtes Balddaub oder Felsklausen stahlen. Bisweilen sollen die „Heiligen“ auch nach Strad herabgekommen und den Mädchen beim Flachspinnen behülflich gewesen sein — aber die Menschen scheuten sich vor ihnen, und die, welche die weißen Gewänder schweben sahen, enteiften von Furcht bethört.

Im Gewölbe, das gewöhnlich Eggerskeller genannt wird, einige sagen Erga'skeller, und klassische Antikler würden alsbald die Nymphe Egeria

an ihren schönen Haaren ins Tirol herbeiziehen — befindet sich eine Oeffnung, ähnlich der am thüringischen Hörfeelenberg, so groß, daß ein Knabe allenfalls einschlüpfen kann, nur mit dem Unterschiede von dem Hörfeelenbergloche, daß man das am Ungarberge nicht immer erblickt, und wenn man es auch offen einmal sah, es dann nicht wieder oder doch mit Felsgestein verschlossen findet.

Einst ging der Hirte von Strad hinauf, um Birkenreiser abzuschneiden und Besen daraus zu binden. Der hübsche grüne Platz vor dem Gewölbe eignete sich gut zu seiner Arbeit; er streifte von den geschnittenen Reisern das Laub ab und band seine Besen. Des andern Tages, als er wieder hinauf auf jenen Platz kam, um dieselbe Beschäftigung vorzunehmen, fand er von dem Birkenlaube kein Blatt mehr, es war alles rein weggekehrt. Er setzte sich auf einen Steinblock und wartete seiner Arbeit. Da erklang tief im Bergesinnern ein wonnesüßer Gesang dreier holder Mädchenstimmen, die dem armen jungen Hirten das Herz bethörten. Er lauschte lange, lange mit verhaltenem Odem, bis der Gesang endete, und dann stieg er wie berauscht herab nach Strad.

Bald war der Besenbinder wieder am liebgewonnenen Platz, die Heerde weidete, vom treuen Hunde bewacht — das Laub war abermals sauber hinweg gefegt, und als der Hirte aufblickte, hingen drei weiße Mädchenkleider in der Luft und wehten im Winde; ein Seil, daran sie hingen, nahm der Hirte nicht wahr, und darob ergriff ihn ein Grauen — er enteilte; hätte er nur eines der Kleider genommen, so war eine Selige an seinen Schritt, an seinen Dienst gebannt.

Dennoch zog den Jüngling, obschon die aufgehängten Kleider ihn erschreckt hatten, eine unwiderstehliche Sehnsucht nach einigen Tagen wieder zur Höhe am Ungarskopf. Siehe da zeigte sich seinen Blicken unverhofft und überraschend ein seltsames Fräulein im vollen Liebreiz seines Wesens, aber es nahte ihm nicht, vielmehr schien es, als wolle die Selige, daß er ihr folge, — sie blickte lächelnd nach ihm um und ging — in den Berg hinein und verschwand so sichtlich vor seinen Blicken. Er wagte nicht, ebenfalls in den Berg einzugehen — er lauschte nur dem wonnigen Gesange, der aus der Tiefe scholl, und verzehrte sich darauf im stillen Sehnen. —

In Strad wohnte ein Bauersmann; der hieß Anton Tangl; es ist noch nicht zehn Jahre her, daß er gestorben ist, der kam einst auch herauf in die Nähe des Gewölbes, um Stöcke auszugraben. Bei dieser Arbeit zeigte sich ihm plötzlich, als er einen recht tief gewurzelten Stock umgegraben und ausgehoben hatte, ein tiefhinabgehendes Loch; Tangl schaute hinein, und sah durch die Oeffnung schräg abwärts einen mild erhellten grünen Rasenplatz, über welchen ein milchweißer Bergbach mit schäumenden Wellen rauschend floß. Darüber kam den Mann große Verwunderung an, noch

mehr aber, als er auf der grünen Matte tief unter sich und klein, wie Püppchen, die drei schneeweißen Fräulein sitzen sah; sie saßen neben einander, hatten sich mit den Armen schweesterlich umfaßt, und sangen ein liebliches Lied, dessen Weise er wohl vernahm, aber dessen Worte er nicht verstehen konnte. Tangl laufchte, bis die Nacht einbrach und er drunten nichts mehr unterscheiden konnte; dann ging er herunter nach Strad, und erzählte Andern verwundert, was ihm Seltsames widerfahren. Das wollte ihm aber Niemand glauben, und andern Tages begleiteten mehrere Freunde den Tangl wieder hinauf an den Ungarskopf. Tangl schritt wacker voran und suchte die Stelle, aber er suchte sie vergebens, und all sein Suchen war fruchtlos, und mußte sich gefallen lassen, daß die Andern ihn einen Takt, einen Trottel, einen Lügner und einen z'nichten Träumer schalteten.

Hätte ich doch mein Maul gehalten! — hat der Tangl hernach noch oft gesprochen: — und wäre statt Andern von dem, was ich gesehen, zu plautschen, lieber hinein in den Berg gekrochen, so hätte ich sehr glücklich sein, und schöne Sachen mit herausbringen können; der Mensch ist aber zu Zeiten gar ein dummes Viech. —

## 4.

**Hitte Hatte.**

Westlich von dem Ungarskopf ober Strad und hoch über dem Grotten= gewölbe, das man „Eggerskeller“ heißt, liegt in der Nähe einer großen schauerlichen Felskluft ein Platz, „die Kohlhütte“ genannt, der von steilen grauen Bergwänden umgeben ist. Dort hauste vor Zeiten ein „wilder Mann“ einsam mit seiner Fangga.

Jordan, so hieß der Wilde, hatte sich ein rohes Blochhaus gebaut, und machte sich's, nächst dem daß er Kinder und Vieh raubte und auffraß, zum angelegentlichsten Geschäfte, hinter den Seligen her zu sein, sie zu fangen, zu tödten, oder in unterirdischen Höhlen eingesperrt zu halten.

So brachte der Riese Jordan einst ein seliges Fräulein, höchst wahrscheinlich eins aus der Grotte hinter Erga's- oder Eggers-Keller, heim; das schon mehr tod als lebendig war, und warf es seiner Fangga zu, und wollte ihm den Garaus machen, aber die Fangga sprach: Laß leben das Ding, es kann mir Dienste thun! So? schrie der Riese: Wo hatt'st d' sie gern? — In der Hütte hatte ich se gern zum arbeiten! antwortete das Riesenweib, und der Riese spottete: Meintwegen, nimm Dein Hitte Hatte! Zur schwarzen Kaß' die weiße! — Das Riesenpaar hielt nämlich auch zu seiner Gesellschaft eine große schwarze Kaße.

Das arme selige Fräulein trug nun das Joß der Dienstbarkeit bei dem Riesenpaare, wurde nicht anders gerufen als Hitte Hatte, mußte

Magdkleider anziehen und Magdarbeit verrichten, that letzteres aber mit gar vielem Geschick und großem Fleiße, so daß die Fanga ganz gut und mild gegen die Dienende war, so weit dieß in ihrer Natur lag. Auch mit der Kaze meinte die Selige es gut, fütterte sie pünktlich, ließ sie in ihrem Bette schlafen, und gewöhnte sie ganz an sich. Die Selige, die nun völlig die Natur einer irdischen Maid angenommen hatte, sehnte sich aber doch bald hinweg aus der rohen Riesengesellschaft, und nahm eines Tages die Gelegenheit wahr, als der Riese Jordan aus war und die Fanga schlief, herunter in das Thal zu steigen, und ihr Glück bei Menschen zu suchen. Merkwürdigerweise, als ob sie das Vorhaben ihrer Freundin ahne, folgte ihr die Kaze auf jedem Tritt, und so kam es, daß eines Abends beim Seehausbauer Krapf ohnweit der Strad im Gurglthale eine schmutze Dirne eintrat, hinter der eine große schwarze Kaze schlich, und ihre Dienste anbot. Der Seehausbauer und die Seehausbäuerin waren gute und fromme Leute, nur etwas beschränkt, vermochten sich nicht recht zu regen, und waren etwas in ihrem Vermögensbestand zurückgekommen, konnten wenig Lohn geben, und behielten deshalb kein rechtes Gesinde. Daher dingten sie um geringen Lohn die hübsche neue Dirne und fragten nicht erst lange nach deren Heimath; auch gab es dazumal noch keine Dienstäbchlein und dergleichen Ausweise. Das selige Fräulein versah ihren Dienst mit Lust und Liebe; vermöge ihres geistigen Wesens war ihr jede Arbeit nur ein Spiel, und alles that sich von selbst. Mit ihrem Einstand zog der Segen ein beim Krapf im Seehaus; es war eine Lust, zu sehen, wie Hütte hatte, diesen Namen hatte die Selige beibehalten, schaffte und wirthschaftete; die klügste Bäuerin hätte es nicht besser vermocht, und vollends was den Flachs und dessen Behandlung betraf, da war nun die Hütte hatte eine wahre Meisterin. Sie schaffte ruhig, sprach wenig und unnützes erst recht nicht, war stets schüchtern, bescheiden und schämig, und die Bauersleute ließen sie in ihrem stillen Wesen und Wirken gern gewähren. Ihr Liebling war und blieb die Kaze, die dem Hause ebenfalls sehr nützlich war, und Boden und Stall rein hielt von Ratten und Mäusen. Nur eine Furcht kannte Hütte hatte, das war die vor dem Riesen, der über ihre Flucht schrecklich getobt und seine Fanga garstig geprügelt hatte, aber im Thale konnte der wilde Mann ihr nichts anhaben, weil alle Jahre die Flurgrenze umgangen und gesegnet wurde, und überall auch Kreuze und Betstöcke standen, die dem heidnischen Riesenvolke ein Gräuel waren.

Da kam eines Abends der Lenz, mit seinem ganzen Namen Lorenz Mayrhofer, vom Markte Imst, ein dem Seehausbauer befreundeter Mann; der hatte zu Imst seinen Ochsen verkauft und trug dessen Joch selbst, sprach im Seehaus ein, aß mit dem Bauern zu Nacht, und erzählte bei einem Glase Tiroler Landwein, den ihm die Dirne hatte einschänken müssen, dem Bauern und der Bäuerin: Man derlebt doch närrische Dinge. Wie

ich da vom Dollingerhof her außs Seehaus zugehe, schreit oben eins mit lauter Stimme: „Dchsajochtraga! Dchsajochtraga! Sag' zu da Hitte Hatte, sie söll hoam geän! Der Jordan is toad!“ — Der Seehausbauer und seine Bäuerin sahen einander an, und dann sahen sie die Hitte Hatte an, die aber legte ihren Böffel hin, und sagte: „Ficht Jordan toad, so bin i froa! Haltet dan hoarigen Hauswurm wohl, habat's guat'n Dank und habat's Glück zum Viech! Hätt' ös mi meahr gefragt, hatt' i enk meahr gesagt!“ Damit stand die Selige auf, ging zur Thüre hinaus und ward nicht mehr gesehen. Bauer und Bäuerin und der gute Freund wunderten sich über die Maaßen, was das alles heißen sollte. Unter dem „hoarigen Hauswurm“ war die Raße verstanden. — Wie schade, klagen noch immer die Bauern zu der Strad: daß der Seehausbauer die Salige nit mehr gefragt hat, denn hätte er mehr gefragt, so wüßten wir mehr.

## 5.

**Wie der Riese Jordan umgekommen ist.**

Dem Tode des Riesen Jordan auf dem Ungarberge hat die örtliche Sage völlig das Gewand des alten Kindermärchens „vom kleinen Däumling“ angezogen, und es lebt in jener Gegend in solcher Incarnation völlig selbstständig und uralt, ohne Büchern entnommen zu sein, zu Folge mündlicher Ueberlieferungen von den Lehneln zu den Urenkeln im Munde aller Kinder; nur fehlen in der Tiroler Sagenmäre die Meilenstiefeln und manches andere, auswärts hinzugekommene Element, dafür hat sie mehr unmittelbare Natur.

Zwei Knaben aus Strad waren beerensuchend den Berg emporgeklommen und hatten sich der Riesenwohnung genähert, ohne diese zu ahnen, Es dämmerte und die Kinder bekamen Hunger und wollten heimgehen. Da sahen sie in der Nähe ob der Kluft bei der Kohlhütte einen blauen Rauch, der aus der Vorhalle der Riesenhöhle aufstieg, und der eine Knabe rief: Sieh dort, den Rauch! Dort werden gewiß Kücheln gebacken! Komm, laß uns schauen, ob wir auch was davon krieg'n!

Bald standen die Knaben vor der verschlossenen Hütte, und der eine klettert auf das Dach, rückt ein Brett, und schaut hinunter; das merkt die in der Hütte beschäftigte Fangga und ruft hinauf: Wer sitzt da droben und krabbelt auf meinem Kücheldach? Da ruft der Knabe hinab: Ich bin's — ich und ein guter Kamerad, der Hunger hat, so gut als ich. Sei so gut und gieb uns was zu essen!

Darauf öffnete die Fangga die verschlossene Thüre und rief: Kommt nur herein, ihr Frazz'n! Ihr sollt was bekommen, aber kriecht gleich in dies Loch (in den Ofen), und haltet euch ruhig, denn der wilde Mann

wird bald kommen, und wenn er euch findet, so frißt er euch mit Rumpf und Stumpf, mit Haut und Haar.

Da erschrocken die Knaben sehr und krochen in das Loch, und da kam auch bald darauf der wilde Mann und schnoperte und schnaubte, und rief, indem er seine großen Augen nach allen Seiten hin kehrte: Ich schmecke, ich schmecke Menschenfleisch!

Die Fangga aber, die ihre Jugendbildung nicht zu 'Ebruck in einer Pension erhalten hatte, erwiderte ihm sehr derb: Du schmeckst, du schmeckst einen Kazendreck!

Da that der Riese einen furchtbaren Schnauber oder etwas Aehnliches, daß die ganze Hütte erbehte und wackelte, und die Kinder zum Tode erschrocken, vermeinend, es donnere, und der Ofen breche über ihnen zusammen, daher sie voller Angst herankrochen. Wie der „wilde Mann“ sie gewährte, wurde er noch wilder, fuhr die Fangga heftig an mit Scheltworten, sperrete die Kinder aufs neue ein, und nahm den Schlüssel mit, indem er forttrante, um einen verwirrten Ziegenbock zu fangen, dessen Schelle er so eben droben klingeln hörte.

Jetzt begannen die beiden Knaben gottesjämmerlich zu winseln und zu barmen, so daß die Fangga, wie roh sie immer war, doch von Mitleid bewegt wurde, und den Entschluß faßte, jene zu befreien. Zwar hatte sie keinen Schlüssel zu der Kerkerthüre, aber ein gelinder Fußtritt ihrerseits war hinreichend, diese Thüre aufzusprengen. Die Fangga ließ die Knaben heraus, gab ihnen guten Rath, wie sie sich davon machen sollten, und jene enteilten.

Noch nicht lange waren die Knaben fort, so kam der wilde Mann wieder, und zwar ohne den Bock, der ihm ebenfalls entgangen war, und wollte nun die Knaben schlachten. Da waren sie fort und neue Scheltworte umwetterten die Fangga, die aber stets unerschrocken blieb. Jetzt warf der wilde Mann den Mantel um, und stapfte fort, den Kindern nach. Da kam er an einen Wildbach, jenseit desselben er die Knaben erblickte, und schrie ihnen so mild zu, als ihm möglich war: Ei, ihr lieben Krabben! Wie seid ihr um das Wässerchen gekommen? — Ho! lieber „wilder Mann“! riefen die Buben: Gang auf! Droben ist der Steg, über den sind wir goanga. Der wilde Mann lief eine ewige Strecke aufwärts, etwa so weit, wie von Nassereit nach Siegmundsburg, da fand er einen schwachen Steg, betrat ihn, und plumps lag der wilde Mann im wilden Wasser, und mußte darin lange genug hin und her schwaddern, bevor ihm gelang herauszukriechen. Mittlerweile hatten die Jungen wieder mächtigen Vorsprung, der Riese aber nahm seine Beine auf die Achseln, und lief, was er laufen konnte, und endlich sah er sie wieder, aber jenseits einer großen, dichten und langen Dornhecke, durch die Jordan nicht hindurchbringen konnte. Da rief er wieder ganz liebreich hinüber: Ei, ihr lieben Brazzen, wie seid ihr

denn durch die Hecke gekommen? — O, lieber Rief' Jordan! antworteten die Buben: Gang nur ein Stück abi! felt ist ein Loch im Zaun, da kannst d' bequemlich durchschliefen! — Jetzt lief der wilde Mann eine gute Viertelstunde abwärts an der langen Hecke hin, fand endlich ein Loch, aber nur ein kleines, mußte den Mantel ablegen, konnte kaum hindurch, ward übel gestochen von den Dörnern, mußte viel Haare lassen, und kam übel zerzaust heraus. Nach abermaligem Hastlaufe sah er endlich die indeß immer weiter entflohenen Kinder, und zwar jenseits eines See's, über den er nicht zu kommen wußte, denn schwimmen konnte er nicht, den See zu durchwaden wagte er nicht, weil er dessen Tiefe nicht kannte, und einen Nachen, der groß genug gewesen wäre, den „wilden Mann“ zu tragen, gab es nicht. Da rief er wieder den Kindern ganz schmeichelnd zu: Liebe Bueb'n, sogt's, wie seid ihr über'n See gekommen?

Und die Buben erwiederten: Wir haben uns einen breiten Stein um den Hals gebunden, darauf sind wir über den See geschwommen.

Da erwischte der Rief' einen Mühlstein, hing sich denselbigen an den Hals und plumpete in den See, darin er alsobald ertrank. Glückliche entkamen die Knaben, und die Fanga wird auch nicht im Herzeleid vergangen sein, daß ihr „wilder Mann“ nicht wieder kam.

Die Forscher der Mythe mögen darüber sinnen, ob der so überraschend in dieser Mär begegnende Riesen-Eigennamen Jordan nicht auf die alt-nordische Bezeichnung eines Riesen überhaupt: Iotar (nicht Jotar) so viel wie Iotun, Jöte, Jette zu beziehen oder zurückzuführen sei, wie wir unten beim Thyrsé ähnlicher etymologischer Vermuthung begegnen.

## 6.

### Die Selige am Luamacherberge.

In dem Walde, der sich zu Luamach unter Hippach im Zillertale zum Luamacherberge hinaufzieht, wohnten hinter einer schönen Grotte selige Frauen, und entzückten zu Zeiten mit ihrem herzbethörenden Gesange die, welche demselben lauschten.

Auch einem Einödhofbesitzer, der aber schon verheirathet war, ging dieser Gesang, den er bisweilen vernahm, mächtig zu Herzen; er suchte oft und viel Gelegenheit zum Berge, saß dort stundenlang in dem blätterumrankten Höhlengange, hörte die wonnigen Weisen in der Tiefe, und wenn er herabkam in seine Wirthschaft, so schmeckte ihm keine Arbeit mehr. Darüber begann sein Weib mit ihm zu hadern, denn sie sah, daß durch des Mannes häufige Versäumniß es mit der Wirthschaft den Krebsgang ging, und der häusliche Unfrieden war fertig. Nun ging der Mann um so mehr nach dem Berge, und wünschte sich an seines Weibes Statt ein seliges Fräulein, oder den Tod.

Da geschah es eines Tages, als der bethörte Mann ganz in sich versunken in der Steingrotte am Luamacher Berge saß, und den melodischen Tönen des fernen Gesanges lauschte, daß plötzlich ein seliges Fräulein vor ihm stand, keineswegs aber, um mit ihm zu buhlen, sondern um ihm lieblich zuzureden, daß er brav sein und fleißig arbeiten, und mit seinem Weibe im Frieden leben solle. Du mußt aufs Haus schauen, Dich mit Deinem Weibe versöhnen, und gut mit Deiner Bäuerin sein, sonst sollst Du unsern Gesang nimmer hören! sprach die Selige.

Dich möcht' i halt immer schaun! entgegnete der Mann. Heim möcht' i goar nit wieder! bei Dir muß es prächt' sein!

Erst thust Du, wie ich Dir gesagt! versetzte die Selige. Nachher, wenn Du drei Monate lang drunten in Deiner Wirthschaft recht fleißig und brav gewesen bist, so sollst Du einmal mit mir eini gehn in unser Bergschloß da inwendig drin — da sollst Du Wunder schauen und lösen. Aber keiner Menschenseele sagst Du ein Wort, das versprichst Du mir heilig und theuer.

Der Bauer versprach alles — und hielt sein Wort bis auf eins. Er versöhnte sich mit seiner Frau, er blieb drunten, er schaffte fleißig, er brachte sein Hauswesen wieder in gute Ordnung, zählte aber dabei im stillen die Tage, wann die drei Monate um sein würden — da wollte er wieder hinauf, da wollte er glücklich sein. Als der bestimmte Tag kam, gab es just im Einödhofe eine höchst dringende Arbeit, bei der des Mannes Anwesenheit unbedingt nöthig war, und die sich nicht hatte voraussehen lassen. Aber siehe da, der Einödhöfer schickte sich zum Berggange an — nichts hielt ihn.

Was fällt Dir dann ein, Mann? fragte die Bäuerin. Fangst Dein altes Gelaufe wieder an? Was hast Du auffi z'schaffen, wenn es eini alle Händ' voll z'thun giebt?

O Du z'nichts, unseliges Weib! zürnte der Mann. Mußt Du es wissen, wo ich hin will? Ich werd' apper stracks zur seligen Frau auf dem Berg steig'n!

Zur seligen Frau! Herr mein Jesus! schrie die Bäuerin, schlug erschrocken die Hände zusammen, und brachte kein Wort mehr aus dem Munde. Der Mann war aber auch erschrocken, daß jenes Wort ihm entfahren, er ging bestürzt und bekümmert, und als er zur Stelle kam, fand er den Grotteneingang nicht mehr, alles war verändert — kein Liedeston ließ sich ferner hören — er suchte sich müde und kam spät nach Hause, wo er seine Frau in bitteren Thränen fand. Da sprach er zu ihr: Sei stat, liebes Weibel, i gang nu nimmer wieder aufi. Dös hat ein End!

## Die Selige ob Heid und der Hirte.

Im Bintschgau ohnweit dem Dorfe Haib am schönen Haiber-See öffnen sich viele schmale Thältrinnen in das Gtschthal und senden ihre rollenden Wildbäche in die dort noch nicht breite und doch oft so furchtbar wilde und verheerende Gtsch.

Ueber einem dieser Alpenthäler hütete einst ein Hirte und saß auf einem Felsblock vor seiner Thäie (Sennhütte), ziemlich gedankenlos in die Tiefe niederstarrend, und auf den Wald, der seinem Sitze gegenüberlag. Der Hirte war von rohem Sinn und hatte keine Empfindung für die Schönheit der ihn rings umgebenden Natur des herrlichen Hochthales. Ein ängstlicher Ruf schlug an sein Ohr, der vom Walde herüber drang — er blickte hin, sah etwas weißes schweben, und nahm gleich wahr, daß es ein seliges Fräulein war, die mit wehendem Kleide und wallendem Haare ängstlich fliehend zu Thale eilte, hinter ihr her aber krachte und wetterte es im Walde, und bald zeigte sich dem Blicke des Hirten ein wilder Mann, welcher die Selige verfolgte. Leider stand im ganzen Walde kein Stock mit drei eingehauenen Kreuzen, auf dem die Fliehende hätte Schutz finden können, die wie ein gescheuchtes Reh dahin enteilte, und welcher ihr wüster Verfolger immer näher kam.

Die rohe Gemüthsart des Hirten freute sich ob dieser Jagd; es wäre ihm ein Leichtes gewesen, dem seligen Fräulein zuzurufen, daß es zu ihm flüchte, und schnell drei Kreuze in einen Strunk oder Block zu hacken; aber statt dessen schrie er dem wilden Mann zu: Holla Alter! Jag' toll und moarga bring mer o a Biartl davon!

Bald verschwanden die Selige und der wilde Mann aus des Hirten Gesichtskreise, der Wald deckte beide — aber dem Riesen war sein Fang gelungen und die arme Selige von ihm in Stücke gerissen worden.

Als am andern Morgen der Hirte aus seiner Thäie trat, sah er mit Entsetzen das erbetene blutige Viertel des seligen Fräuleins am Thürpfosten hängen, aber zugleich war in den Lüften ein Wehgeheul hörbar, und brausender Wind tobte arg und ärger, daß zu fürchten stand, er werde in kurzem die ganze Thäie in den Abgrund fegen, und Heerde und Hirten dazu. Dem Hirten wurde angst und bange, seine Härte reute ihn nun äußerst, er nahm eine Art, schlug rasch eine Fichte nieder, und hackte ebenso rasch drei Kreuze auf den fallenden Stamm, und drei Kreuze auf den Stock — auf daß ein andersmal die verfolgten Seligen Schutz fänden. Alsobald legte sich der gewaltige Sturm und das Fleischviertel verschwand vom Thürpfosten; der Hirte aber ging in sich, und wurde ein anderer und besserer Mensch.

Ähnlich wie diesem Hirten ist es einem Bauer von Hippach ergangen, der dem eine Selige verfolgenden wilden Mann zuschrie:

Halt und fass (fange)

Wir die Halbi und dir die Halbi!

Am andern Tage lag eine der Länge lang auseinandergerissene Selige auf seinem Hüttendache, ein grauenhafter Anblick, und war nicht wegzubringen.

Im Voigtlande wiederholen sich diese Sagen unzähligemale, nur daß dort „der wilde Jäger“ und „Moosweibchen“ an die Stellen der wilden Männer und der Seligen treten.

## 8.

### Der bethörte Fischer.

Oberhalb Haid im Etsthal aufwärts folgt auf den Haider-See der Graun-See, und über diesem der Ort Graun. Dort weiß noch jedes Kind von den Seligen zu erzählen, die oben an den Gebirgswänden als schwebende Lichtgestalten sich zeigten, oder auch in stillen Mondnächten vor dem Eingange zu ihrer Felswohnung saßen und lieblich sangen. Das war die Stelle, die noch heute „zur Salig“ heißt.

Einst fuhr ein Fischer Abends im Mondschein auf dem Graun-See, legte Reußen und Neze zum nächtlichen Fang. Der Abend war mild und schön — die Luft so rein, daß man das Bimmeln der Heerdenglocken von den nahen Bergweiden deutlich im Thale vernahm; dann läutete es zum Aue in den Thalorten Reschen, Graun, Haid, drunten in Burgeis und im Kloster Sankt Maria ob Burgeis — das klang gar feierlich und schön. Dann wurde es Nacht, und dann begann der Gesang der seligen Fräulein. Wer ihren Gesang vernahm, Hirten und Jäger, Dirnen und Kinder, stand wie „g'strorn“ (gebannt, verzückt), und als die leisen melodischen Tönwellen vom Berge herab auch über den Graun-See glitten, und an das Ohr des Fischers schlugen, vergaß er völlig auf seinen Fang, und lauschte ganz andachtvoll, denn es klang ihm wie Engelstimmen aus der Höhe und wurde ihm süßwehmüthig um das Herz und schwermüthvoll im Gemüthe.

Der Fischer saß und saß und hörte und hörte, der Nachen stand so still auf der Fluth und ruhig lag das Ruder — und am andern Morgen schwamm der Fischer im Nachen noch immer auf dem See und hatte die Hände wie zum Gebete zusammengelegt, und sein Blick war hinauf „zur Salig“ gerichtet, und war in dieser Nacht selbst ein Seliger geworden, denn als seine Kameraden ihn anriefen, schwieg er, und als sie zu ihm hinrüderten, fanden sie ihn tod.

## 9.

### Die Glachsjäterinnen.

Eines Tages war eine junge Mädchenschaft aus Graun oder aus Reschen, wo die Etstch entspringt, eine kurze Strecke über Graun — zeitig

bei der Arbeit des Flachsjäätens, lachte und schäkerte und sang, und pries die gute Hulda, welche den Flachsbaum im Lande eingeführt, der sich so gewinn- und segenbringend erwies.

Mit einemmale sehen die jungen Dirnen hoch oben längs der langgestreckten Bergwand ob dem Langtauferer Thal, das seinen tollen Wildbach Karlin in die Etsch entsendet, einige Selige hastigen, fliehenden Laufes dahin schweben, welche eilig den Eingang zu der grottenartigen Felskluft zu gewinnen suchten, der noch immer „zur Salig“ heißt.

Vielleicht waren es dieselben seligen Fräulein, die den Fischer auf dem Braun-See todt gesungen hatten. Die Seligen machten ängstliche Geberden, deuteten rückwärts, zu zeigen, daß sie verfolgt würden, und entschwandten dann den Blicken der Dirnen. Nicht lange aber wahrte es, so erschien droben auf der Reschener Höhe ein gräulich großer Riese, der auf der Spur der Seligen war und sie verfolgte, aber dieselben ob ihres großen Vorsprunges noch nicht hatte einholen können. Der Riese kam näher und sah schauerhaft aus mit seinem grünhaarigen Leib, Zottelbart und Bärenfellmantel mit klappernden Ammonshörnern daran.

Hobt's nit Saliga g'sehn? schrie er die erschrockenen Mädchen fragend an.

Na! Na! erwiederten alle, und die feckste rief ihm weiter zu, er solle Selige Selige sein lassen und lieber kommen und ihnen helfen! bereute aber alsbald ihr Neckwort, denn der Riese kam leibhaftig, und wehe dem Flachs, wenn der geholfen und gejätet hätte!

Du mußt sauber mit dem Flachs umgehen, verehrter Herr Rief! rief die fecke Maid ihm zu. Das ist nit nur so, daß man ihn vertritt! Er macht uns Mühe genug. Erst muß das Land geackert, dann gedüngt, dann geeegt werden, dann säet man den Flachs, dann muß er mehr als einmal gejätet werden, dabei muß man sich scharf bucken. Das kannst Du nit Rief', Du kannst Dich nit bucken!

Dös will i a nit! rief der Riese: und dös froag i enk nit, ich frag': wozu hin seind die Saligen?

Sie seind halt ausgerissen! lachte eine zweite Dirne. Siehst du Rief'; wann der Flachs reißig geworden ist, alsdann wird er auch ausgerissen oder ausgerauft.

Dös ist ja beim Bute zum Haarausraufen! schrie der Riese. Dös alles froag i ja nit. I frag nur das oane: Wu seind d'Saligen?

Sie seind auß gebrochen und haben sich davon geschwungen, lieber Rief'! scherzte jetzt die dritte Dirne. Der Flachs muß auch gebrecht und geschwungen werden, versteht sich, wenn er zuvor im Wasser gelegen hat und geröstet ist. Nachher wenn er trocken ist, wird er gebrecht und dann gehehelt und dann geschwungen und dann in Kauten gebunden und dann gesponnen, und dann gehäspelt und dann heißt er Garn.

Daß Du an einem Garnseil hingest, Du z'nichte, z'widere Dirne Du! brüllte der Riese. Frag' ich nach Deiner Litanei, he? Frag' ich nach Deinem Flachs? Will ich was wissen von Deinem Garn? Daß Dich der Teufel in seinem Garnsack hätte! Wo sind die Saligen hin? döb alloan frag' ich!

Sie werden ganz gewiß auf ihrer Bleiche sein! spottete eine vierte der Flachsäterinnen: denn weißt d', die Saligen sind gar fleißige Spinnerinnen, und wenn der Flachs gesponnen ist und Garn geworden, dann wird das Garn gewebt, und dann wird's gebleicht, und dann heißt's Linnen oder Leinwand, die ist viel Geld werth, und würde sehr im Preise steigen, wenn die Riesen auch Hemden tragen thäten, und ist a Schand', daß sie selbes nit thun.

Jetzt schüttelte sich der Riese und stampfte mit dem Fuße auf, daß gleich ein Achtel Acker eine Telle bekam, und man den Magen noch sehen kann, wenn ihn der Karlin nicht unterdeß mit Kies ausgefüllt hat. Döb frag' i nit — und will goar nix mehr wissen! Und wenn ich enk an den Kragen könnt', so wollt ich enk! Dabei machte er die Geberde des Mittenentzweireißens, daß alle Mädchen vor Angst aufschriean und in Ohnmacht fielen; der Riese konnte aber keiner von ihnen etwas anhaben, weil sie alle geweihte Rosenkränze trugen, und da rannte er fort und schrie, daß von allen Bergwänden Muren herunter ins Thal rutschten, und schlug sich durch das Langtauferer Thal hinauf in die Eisberge des Gebatscher- und Bernagt-Gerner. Die Seligen waren ihm glücklich entgangen, und haben dann die Dirnen herrlich dafür belohnt, daß sie durch ihr Geplauder den Riesen von der schnellen Verfolgung abgehalten.

### Die Spinnerinnen.

Die Sage von den Seligen kehrt sich, wie keine Sage dieß thut, nicht an politische, zumal neue, Landesgrenzen. Auch drüben im nachbarlichen Engadein, auf Schweizerboden, ist sie gleich heimisch. Vom obern Etschthale aus darf man nur ein Joch überwandern, so steigt man in das Unter-Engadein und in das Thal des jugendlichen blauen Inn herab, der dann beim engen und schaurigen Finstermünz-Paß ins Land Tirol hereinbricht, doch nicht wie ein Feind, sondern als ein nützlicher und wohlthätiger Freund.

Im Unter-Engadein liegt ein Dertchen, das heißt Tarasp, volksmündlich „Trasp“, und nahe dabei ein Gehöft des Namens Vulpera. Dort hauste eine rechtschaffene und fleißige Bäuerin, die ihren Mann liebte und ehrte und ihre Kinder gut erzog. Da sind an manchem Winterabende aus dem Thälchen unterm hohen Biz Bisoc zwei schöne Mädchen mit Spinn-

rädern auf den Vulpera-Hof gekommen, in weißen Kleidern, mit flachs-blonden Haaren, und haben gar fleißig gesponnen, und absonderlich gern nahmen sie den schönen glatten Flachswickel der Bäuerin auf ihre Ueber-rücke (Rocken) und spannen ihn der feinsten Seide gleich. Dabei aber re-deten sie nicht; nur wenn ein Faden zufällig brach, sagte die eine: „Faden ab!“ worauf die andere erwiderte: „Knüpf an!“ Wenn ein paar Spuhlen voll gesponnen waren, wurden sie gehaspelt oder geweift, und dann die schönen Garnstränge an die Wand gehängt, und mit Wohlgefallen betrach-tet. Wenn ihre Stunde kam, erhoben sich diese nächtlichen Spinnerinnen, und traten mit ihren schön gedrechselten Rädern den Rückweg an, und allen Flachs, den sie gesponnen hatten, ließen sie der Bäuerin.

Diese gedachte nun, als das Ende der Spinnzeit heran nahte, sie müsse sich dankbar bezeigen, und rüstete daher eines Abends ein großes Essen zu, besetzte den Tisch mit Milch und Butter, Speck und Eiern, Ho-nig und Kuhkäse und Weißbrod von Schuls oder Zernez, auch rothen Wein aus dem Bestlin, und da sollte nun der ganze Vulperahof nebst den frem-den Spinnerinnen Theil nehmen. Letztere aber machten traurige Mienen, gaben der Bäuerin noch ein Garnknäuel und sprachen: Für Deinen guten Willen! Lohn um Lohn! — gingen und kamen niemals wieder. Das Garnknäuel aber wurde niemals gar oder alle, wie viel immer die Bäuerin Stränge davon abhaspeln mochte.

## 11.

### Die Thalgilgen und der Durer Niese.

Im still n Hochalpenthale der Hinterdur wohnten schneeweiße fromme Fräulein, welche den schlichten und einfachen Bewohnern Gutes erwei-send Segen brachten, absonderlich den Hirten, und obgleich die Wohnung dieser seligen Fräulein hoch oben im Innern des Durer Ferners nahe der gefrorenen Wand war, die einen ungeheuren Thurm aus purem Eise von schwindelnd steiler Höhe bildet, so nannten doch die Bergbewohner jene weißen, in ihren Hochalpenthälern von Zeit zu Zeit erscheinenden Fräuleins „Thalgilgen“ (Thal-Lilien) nach der schönen Maiblume, *Lilium conval-laria*, mit deren Namen schon alte Dichter gefeierte Frauen schmückten.

Da kam ein gewaltiger Niese von fern her in das Durer Thal, der mit schrecklichem Haffe die Seligen verfolgte und vernichtete, mindestens zogen sie sich tief in ihr Krystallschloß im Innern des Ferners zurück, der Niese aber nahm Besitz von der ganzen Gegend, die er aber in eine öde Wildniß verwandelte. Er grub sich unter die Eisdecke der gefrorenen Wand eine Höhle, und wölbte sich dann durch das Gestein des Bergstocks einen Gang bis fast in das Thal herab, bis an den Ort, wo jetzt die warmen

Quellen beim Baderbrüchen Hinterdix springen. Dort trieb er nun sein Wesen, erbaute sich in der Nähe des Duxer Wasserfalles ein Riesenschloß aus Steinquadern, jeder Stein so groß, wie ein Duxer Haus, und wollte noch mehr schaffen, aber da schickten ihm die seligen Fräulein aus dem Ferner, der dort Lues heißt, einen Wildbach um den andern, bald da, bald dort, und die Bäche unterwühlten alles, was der Riese baute, und waren ihm auf jede nur erdenkliche Weise hinderlich und im Wege. Da ergrimmte der Riese, riß sein Schloß aus einander, daß es noch heute als mächtige Klamm den Wanderer anstarrt, stampfte den Grund mit Fußritten, daß die Erde schütterte und man die Magen von den Füßen noch immer als „Riesentritte“ gewahrt, spaltete weit thalaufwärts die Felsen, preitschte und stampfte das Fernercreis so dicht zusammen, daß es hart wie Stein ward und gar nimmer aufthaut, und brach die „gefrorene“ Wand schroff und glatt ab, daß sie noch immer steil steht und nicht gewölbt, wie andere Eisberge. All sein Wüthen aber half dem Duxer Riesen nichts; die Wildbäche kamen immer wieder, und über dem wunderschönen Duxer Wasserfalle schwebten des Nachts im Vollmondschein im Staubwirbel der schäumend abstürzenden Wellen die weißen Lichtgestalten der seligen Fräulein wie bleiche Mondregenbogen. Solches giftete den Duxer Riesen so sehr, daß er sich mit einemale erhob und auf und davon ging; wohin? weiß keiner zu künden.

## 12.

**Riese Serles.**

Hoch ragen drei Felszacken spizig und steil über der Brennerstraße, die von Innsbruck empor führt, und sind schon vom Innthale aus sichtbar. Einst lebte ein „Wilder“, oder ein Riese, als ein gewaltiger Bergkönig im Thale der Eiß, der von außerordentlich roher Gemüthsart war, nicht minder war sein Weib eben so geartet, und sein Geheimrath taugte noch weniger. Der König war ein eifriger Jäger, ganz so wild, wie nord- und westdeutsche Sagen den „wilden Jäger“ schildern; nichts freute ihn, als Kofse, Hunde und Jagen. Wenn er einem fliehenden Hirsche auf der Spur war, so kümmerte es ihn nichts, durch weidende Heerden auf den Alpenstriften zu sprengen, zumal wenn das verfolgte Thier sich unter diese mischte, und von seinen blutgierigen Hunden alles zerreißen zu lassen. Die Hirten durften gar nicht viel Redens machen, sonst wurden sie ebenfalls von den angeheßten Fanghunden zerrissen. Der Riese, dessen Name Serles war, schrie dazu: „Lustig Gejaid!“ und weder Menschen noch Thiere waren ihres Lebens sicher. Des Königs Weib und des Königs Rath begleiteten stets den König Serles auf seinen wilden Jagdritten. Als einstmals wiederum ein solcher Mitt stattfand, und die Hunde nicht nur den verfolgten Hirsch,

der sich unter eine Kuhheerde geflüchtet hatte, niederrissen, sondern auch die Heerde mit wüthenden Bissen anfielen, so suchten die Hirten die Hunde abzuwehren, ja einer derselben ergriff eine Armbrust, legte den scharfen Bolzen auf und schoß einen der Hunde des Königs Serles nieder. Darob ergrimmete der König über alle Maassen, hegte, angestachelt von seinem bösen Weibe und seinem argen Rathgeber, die ganze Meute auf die Hirten, und ließ sie zerfleischen, während er laut lachte — darüber aber ergrimmete Gott — es entstand in der Luft ein Brausen und Säusen und ein entsetzliches Ungewitter, und als das vorbei war, so war vom Könige Serles, seinem Weibe und seinem Rathe nichts mehr zu sehen, sondern drei Gispel starrten himmelhoch empor, und der mittlere, das war König Serles, zur Rechten sein Weib, zur Linken sein Rath. In Wetternächten aber hörten oft Fuhrleute, welche mit ihrem Frachtfuhrwerke die Brennerstraße zogen, das Klaffen und Klaffen vieler Hunde — und bei Gewittern sieht man häufig Blitze auf jene drei Felsriesen niederfahren.

In ganz ähnlicher Weise lebt diese Sage auch im bayrischen Hochlande. Auch der Wazmann war ein solcher Gebirgsriese und König, und streckt nun seine starren Backen, in die er, sein Weib und seine sieben Kinder ob gleicher unmenschlicher Wuth und Grausamkeit von der göttlichen Gerechtigkeit verwandelt wurde, eis- und schneebedeckt zum Himmel empor\*).

## 13.

**Der Glunkezer Niese.**

Zu hinterst im Volderthale, an der Höhe, wo der Glunkezer seinen Fuß niedersezt, und jetzt die Schaafalpe „Zulfein“ liegt, war gar eine liebliche Alpentrist, und mitten in derselben hatte ein friedlicher Hirtenkönig seinen Palast, den er mit vier Töchtern bewohnte, von denen immer eine schöner war, wie die andere. Um den Palast herum breitete sich ein herrlicher Garten aus voll Wunderblumen und Wasserkünste und weiten Wiesenstrecken, darauf weideten friedliche Alpenhiere in ganzen Heerden, denen sich die vier Königstöchter zugethan zeigten, die auch oft herabkamen in die Hütten armer Hirten, ihnen Wohlthaten erwiesen, und gleichsam wie Schutzgeister verehrt wurden.

Dieses friedliche Glück wurde dadurch gestört und endlich zerstört, daß ein ungeschlachter Niese in dieses Alpenparadies kam, der sich hoch oben am Glunkezer eine Höhle einrichtete, von wo aus er Nachts ein furchtbares Gebrüll hören ließ, daß die Felsen davon morsch wurden, und starke Muren in die Thäler prasselten.

\*) S. Bechstein: Deutsches Sagenbuch 1000.

Diesen Riesen kam, als er die vier Königstöchter gesehen, die Lust zum Freien an. Er besetzte seinen Bärenfellmantel mit neuen Klapperknöpfen, riß einen sehr schönen Baum als Wanderstab aus der Erde, strich sich mit seinen kralligen Händen ein paar Mal durch das borstige Wirrhaar, und stieg herab auf die Tulsein zur Freite. Dem Könige erschrak das Herz im Leibe, als er diesen Bewerber um die Hand einer seiner Töchter erblickte, und er sagte, seine Töchter hätten Freiheit, ihre Männer selbst zu wählen; wenn eine von den vieren ihn, den Riesen, möge, so solle es ihm, dem Vater, recht sein.

Darauf machte sich der Riese so niedlich, als ihm möglich war; viel war es aber nicht damit, und er erzielte auch nichts, als vier Körbe, einen nach dem andern. Darüber wurde der Riese grenzenlos aufgebracht, und beschloß die furchtbarste Rache, die er auch nicht säumte, alsbald auszuführen. In der Nacht, die dem Tage der Freiwerbung des Riesen folgte, rollten haushohe Felsblöcke auf die Tulseintrist herab, prallten gegen das Königsschloß, und schoben dasselbe sammt allen Bewohnern vor bis zu einem Wildsee, in dessen Tiefen es versank, und den die nachrollenden Blöcke fast ganz ausfüllten. Was von jenem dunkeln Gewässer noch übrig blieb, heißt jetzt der „Schwarzenbrunn“. Um ihn her ist die Oede des Todes gelagert.

Als die Rache des Riesen gesättigt war, kam die Neue über ihn, und er trauerte nun um die von ihm gemordeten schuldlosen Königstöchter und ihren Vater, saß Nächstelang am Wildsee, starrte hinein, und heulte, daß es die Steine erbarmte, denn sie wurden ganz mürrbe, und selbst die Höhle des Riesen wurde wacklich und kräcklich. Und endlich hat sich der Riese verwunschen, und ist ein Zwergmannndl geworden, die Königstöchter aber wurden in Seltze verwandelt, oder in Seejungfrauen, und erscheinen bisweilen in Mondscheinnächten und schweben über dem Wasser, und da sitzt der kleine graue Zwerg, eine kümmerliche, mit Baumbart überwachsene Gestalt am Ufer, und streckt die Hände verlangend aus nach den lichten Gestalten. Diese aber lösen sich in eitel Nebel auf, und der Zwerg plumpft wieder in den See, daß es braust und lautet, als stürze ein Felsblock hinein — und kühlt im kalten Bade seine Liebesgluth.

#### 14.

### Die Albacher Riesen.

In ein unwirthbares Gebirgsthal, darin nur wildes Gethier und Gewürm hauste, und weite Moosstrecken so trügerisch das unter ihnen stehende Sumpfwasser deckten, daß selbst Bären und Wölfe darin versanken, kam einst ein gewaltiger Riese, ersah sich die wilde und wüste Dertlichkeit und erfor sich dieselbe zum Aufenthalte. Er richtete sich in einer Höhle ein,

führte durch Abzugegräben den Wasserüberfluß in tiefer gelegene Gründe, rodete ganze Strecken des Urwaldes aus, und als es nach seinem Geschmacke ganz hübsch und wohnlich bei ihm geworden, ging er fort um sich ein Weib zu kuren, wollte aber keine Faine und kein Mondscheinfraulein. Er ging, schaute sich um im Hochgebirge und kehrte nach einiger Zeit mit einer Niesin zurück, die ebenso stark und wild war, wie er selbst, und wacker mit ihm arbeitete.

Bald mußte das fleißige Niesenpaar auf Erweiterung seiner Wohnung denken, denn nach drei Jahren waren auch drei junge Niesen da, und als diese leidlich herangewachsen waren, halfen sie schon dem Vater ein neues Haus bauen. Der Alte schlug die Bäume dazu auf dem Grunde, wo jetzt die Alpe Mareit liegt, anderthalb Stunden von seiner Wohnung entfernt, und die Buben schleppten sie nach der Baustätte. Sie waren noch schwach und es konnte jeder nur einen Baum auf einmal schleppen, der freilich nicht unter vier Klaftern im Durchmesser hielt. Nur der jüngste Niesensohn, welcher den Namen Partl führte, schleppte sich manchmal mit zwei Bäumen auf einmal, worüber der Vater zufrieden lächelte.

Damit der Neubau der Wohnung einer kultivirten Familie ähnlich werde, fing sich der Niese einige „Floign“ (Fliegen), welche Menschen und gelehrte Zimmerleute waren, die mußten nun die Bäume ein wenig behauen und zustoßen, wobei die Niesensohne hülfreiche Hand anlegten, und die Bäume wendeten und drehten, was den Zimmerleuten unmöglich war.

Die Menschen nannten den Sumpf, den der Niese entwässert, das Roßmoos; dem Niesen legten sie den Namen Roßmooser-Niese bei, und das neue Haus erhielt den Namen Roßmooserbhof. Dieser besteht noch immer, und liegt auf der Albacher Höhe gegen Stolzenberg.

Als der Bau vollendet war, fühlte der Niesenvater das Alter herannahen, und seine Kräfte abnehmen. Daher gedachte er, einem seiner Söhne sein Anwesen zu übergeben, wußte aber nicht, welchem er es geben sollte, denn es waren ihm alle drei gleich lieb, und das Erstgeburtrecht war nicht eingeführt bei dem Niesengeschlechte, so wenig wie das anderorts gültige Recht, daß der jüngste das Haus erhält, und den andern Brüdern ihren Theil herauszahlt.

Nun sprach der Niese darüber mit seinem Weibe, die sagte: Sieb's halt dem Stärksten, so bist Du fertig. Das war dem Niesen recht, und beim Mittagessen sprach er zu seinen Söhnen: Bub'n, ich bin alt, einer von euch soll das Haus haben, seid mir aber einer grad so lieb, wie der andere. So vermein' ich, ihr macht etwa ein „Stoanowerfet“.

Dieser Vorschlag war den Niesensohnen ganz willkommen, und nach aufgehobener Tafel trug der Alte einen  $6\frac{1}{2}$  Zentner schweren Stein, an welchem oben ein  $\frac{1}{2}$  Zentner schwerer Eisenring befestigt war, 15 Schritt weit vom Hofe hinweg nach der Ebene, diese 15 Schritte machten just die

kleine Wegstrecke von  $\frac{1}{4}$  Stunde aus, denn mit 1 Schritt legte der Riese so viel zurück, als ein Mensch in einer Minute ergehen kann. Hierauf wurde zum Wurfskampfe nach den alten Regeln der Steinwerfkunst, welche die Riesen zuerst erfunden haben, geschritten. Der Werfende stellt sich mit dem linken Fuße fest auf den Boden, mit dem rechten Fuße faßt er den Ring im Stein, hebt letzteren schwingend und schleudert ihn gegen das Ziel. Diesemal war das Ziel der eigene Hof, über welchen hinaus der Wurfstein fliegen sollte.

Der älteste Sohn trat an, hob den Stein, und warf, aber letzterer erreichte nicht einmal den Hof, er fiel an einen Zaun, den er zerschlug.

Der zweite Sohn warf nun, nachdem der Stein zurückgeholt war, und traf es besser — er schmetterte den Stein gegen das Haus, daß die ganze Vorderwand zusammenkrachte.

Du Takt! schrie der alte Riese. Kannst d' weiter nir?

Nun kam der jüngste, der traf es noch besser, er warf den Stein so kräftig und so hoch, daß er mitten auf das Dach fiel, durchschlug wie eine Bombe, und innen alles entzweischlug.

O mein Bartl! spottete der alte Riese. Du bist aber ein Held! Du hast das Häußl gewonnen, kannst Dir's nun auch wiederum bessern, und dann schalt er: Ihr sakrischen Sauschwänz', die ihr seid! Jetzt schaut auf mich alten und schwachen Kerl. Lauf hin liebes Weibel, hol' mir den Stein!"

Die Jangga lief, und trug den Stein an einem Finger ihrer linken Hand, der just in den Ring paßte, herbei, und der Alte stellte sich zum kunstgemäßen Wurfe an. Hui, da flog der Stein weit über den Rossmoosferhof hinaus, und die jungen Lotter schlichen beschämt von dannen, der alte Riese aber seufzte: Es ist halt keine Kraft mehr unter dem jungen Volk; ja zu meiner Zeit, da konnte sich einer noch sehen lassen. Es gedenkt mir noch, wie ich den Stein, der hundert Centner wiegt, vom Kolbenthalmelchplatz bis zur Kolbenthalersäge herausgetragen, der noch dort liegt. Könnst ihn noch alleweil anschauen, ihr Fraß'n!

## 15.

### Wie die Albacher Riesen und die Dornauer Riesen mit einander wettkämpften.

Auf dem Dornberg im Zillertale wohnten ein Paar Riesen zu derselben Zeit, wie die Albacher Riesen den Rossmoosferhof inne hatten, die hatten es abgesehen auf den jungen Bartl, und forderten ihn zum „Kobeln“ heraus, denn sie waren gewaltig rauflustig, und wollten jenem gern ein Bein stellen, ja noch lieber ihn ganz aus dem Wege räumen. Bartl

wich ihnen aus, so viel er konnte, und zeigte keine Neigung, seine Kraft mit jenen zu messen, denn er war von Natur nicht rauflustig. Da kamen aber einstmals die Dornauer Riesen herüber und trafen mit dem alten Rossmooshöfer zusammen, bei dem just dessen Bartl anwesend war, und spöttelten über den Sohn, und forderten ihn abermals auf, mit ihnen zu robbeln. Da nun der Bartl unentschieden schwieg, so wurmte das den Alten, und er rief: Bartl, bist d' denn goar koa Dua, daß d' alles leid'st?

Ja, Datt'n, darf i dann? fragte der Bartl, und wie der Vater bejahend nickte, so begann der Sohn wieder: Aft Datt'n, mit oan isch aber schiar nit der Müah werth, i robble glei mit boadi!

Und da ging der Kampf los mit den beiden Dornauerbergern, der Bartl erwischte gleich jeden beim Kragen, zog sie in die Höhe, ließ sie zappeln und mit Händen und Füßen strampeln, bis ihnen das Wasser aus den Augen rann, dann ließ er sie fallen, und da schlugen sie hin und lagen wie tod, und waren nur mit Mühe wieder in das Leben zurückzuführen. Als sie sich erholt hatten, schlichen sie sich beschämt vom Kampfplatz, und verredeten, je wieder mit dem Bartl anzubinden. Dessen Ruf aber wuchs noch weit und breit hin durch diesen Sieg, denn die Dornberger waren keineswegs Schwächlinge. Jeder allein trug oft 3 bis 4 Sackfäcke, eine Last von 5 bis 6 Centner, von Zell im Zillerthal auf den Dornberg, auf dem sie in einer Berghöhle wohnten. Dabei hüpfen sie lustig am und im Bache von Stein zu Stein, bückten sich sammt ihren Lasten und singen die Forellen im Bache, die unter den Steinen versteckt waren, mit ihren Händen. Dieser Riesenbuben Schwester war es, die ihren Bräutigam, den Pfitscher-Grundbauernsohn vor lauter Kraft beim Verlobungskuß zu Tode drückte, obgleich der Pfitscherbub schon selbst ein halber Riese war. S. v. S. 15.

## 16.

### Riese Gäuner.

Den Dornauer Riesen forderte ein benachbarter Riese, der drüben über der Grenze im Salzburgischen wohnte, und „Gäuner“ hieß, zum Wettkampf auf Leben und Tod heraus. Dem Dornauer dünkte das für ihn ein allzuleichtes Stücklein, und er fragte seine Eöhne, ob einer von ihnen mit dem Gäuner raufen wolle, da könnten sie die Scharte auswegen, die sie beim Albacher sich geholt, und da waren sie auch gleich beide bereit, den Kampf mit jenem aufzunehmen — aber der Alte sprach: Nur oaner darf hin! und ließ einen ungeheuern Kessel mit Butter füllen, und die Butter langsam am Feuer zergehen, und sagte: Wer davon das moaste trinkt, der darf hinüberzieh'n.

Da war's der Hansl, der sich als tüchtigster Sauser zugleich als tüchtigster Käufer dem Vater vorstellte.

Der Hansl zog zum Kampfsplatz, der Salzburger wartete auf ihn, das Robbeln begann, und nach einigem Lupsen fiel auf einmal der Salzburger so lang er war und regte kein Glied mehr; er war tod.

Schau, dummer Bueb! schalt den siegreichen Hansl nun sein Vater. Was machst d'n denn toad? Kauf'n sollst d' mit'n, aber nit gleich töd'n!

Ja, mei Voata! vertheidigte sich der Hansl. I hätt' nöt g'moant, daß er nix d'alcid konnt'; i hatt'n nöt weggepüßt; i han ihn nur a Bißl um d' Mitt geholt'n, da hat er glei 's Maul aufg'riss'n, hat an Schnauser un an Schnapper than, un is woltan dastickt.

## 17.

**Niese Heimo und Niese Thürse.**

Aus dem Neustädter Thore Innsbrucks zieht die Brennerstraße hart an der schönen und reichen Prämonstratenser Abtei Wilten, auch Wildau genannt, das Veldidena der Römer, vorüber. Zu den Seiten des Hauptportales der Kirche dieses berühmten Klosters werden die mächtigen Steingestalten zweier Riesen erblickt, denen man die Namen Haimo oder Haimon und Thyr sus beigelegt hat, zwei Namen, die sich ohne Schwierigkeit auf die altgermanischen Riesennamen Heime, der in der deutschen Heldensage als Sohn Wabelgers und einer Meerminne austritt, und auf einen Thurs, Thurse, angelsächsisch Thyrs, Gesamtname des Riesengeschlechtes, zurückführen lassen.

Die örtliche Sage des Klosters Wilten nun, aus einem alten lateinischen Gedichte in das Volk gedrungen, hat den Gesamtnamen in einen Eigennamen umgewandelt. Beide Riesen gehören der Zeit an, in welcher die rohe Riesennatur sich der Kultur anzubequemen begann, und das Christenthum Eingang in die Felsenthäler Tirols fand.

Einer der gewaltigen Bergriesen des Landes hieß Heime oder Haimon, der war so groß, daß er das Dach seines Hauses höher bauen mußte, um aufrecht darin stehen zu können, und von grausamer Wildheit. Die Ansiedler der Gegend fürchteten ihn überaus, und baten ihn, ihre Gehöfte in Ruhe zu lassen, sie wollten ihm gern so viel Gebiet abtreten, als er selbst bestimme, und sich dann zurückziehen und entferntere Strecken urbar machen. Da schrie Heime, indem er auf einen mächtigen Felsblock zeigte: So weit ich mit dem Steine da auf der Schulter laufe, so weit ist Grund und Boden mein! Hob alsbald den Block, spozierte die Sill entlang aufwärts, wandte sich links zum Patscherkofl, ging dann herunter über Igels und um Wilten herum, und warf dann, als er am Orte seines Ausganges wieder angelangt war, den Stein noch mit entsetzlicher Gewalt westwärts. Dann begann er sich am Ausgange des Sillthales gegen den Inn ein festes

Schloß zu bauen, dazu er die Steine in den Gebirgsschluchten des Sillthales brach.

Nun hauste aber in derselben Gegend noch ein Riese, der war noch etwas größer und stärker als der Heime, und hatte sein Wesen hoch ober Zirl hinter dem zackigen, kahlen und schroffen Solstein, auf den Hochmatten von Seefeld, das er zuerst anbaute, wie das alte Gedicht singt und sagt. \*) Dort herum liegt auch der Weiler Thyrsebach.

Dieser Thyrse haßte den Heime und zerstörte ihm heimlich immer auf's neue den begonnenen Bau, und als Heime Kunde erhielt, wer es sei, der ihn also schädigte, so erwachte die Riesenwuth in ihm und er stürmte in heller Rüstung und mit mächtigem Schwert gegen den Thyrsen. Dieser nahm seinen Wehrbaum, als er den Heime heranrasseln hörte und nun begann ein Kampf, daß die Erde bebte und kirchthurmgroße Stücke vom Solstein abbrechen und ins Thal fielen. Die Streiche fielen hageldicht, endlich siegte aber doch der besser bewehrte und bewaffnete Heime, und der wilde Mann, Thyrse geheiß, erlag dem gewandten Gegner.

Zu dieser Zeit predigte ein Mönch in den Thalschluchten der Sill zuerst das Christenthum, das war um die Mitte des neunten Jahrhunderts, den hörte auch Heime, und fühlte nun Reue, daß er den Thyrse erschlagen. Heime wurde Christ und vom Bischof von Chur getauft, that sich, nachdem er noch zuvor die feste Brücke über den Inn gebaut, von welcher Innsbruck seinen Namen trägt, das Weltleben ab, baute, statt sein Schloß zu vollenden, ein Kloster, und das ist Wiltau oder Wildenau, kurzweg Wilten. Das verdroß den Teufel mächtiglich, und er sandte einen gräulichen Lindwurm, von denen es damals in Tirol viele gab, den Bau zu hindern, aber Heime ging dem Drachen zu Leibe, erlegte ihn und schnitt ihm die Zunge aus. Mit dieser großen Zunge ist er abgebildet, und die anderthalb Ellen lange Zunge selbst wird auch noch aufbewahrt. Heime wurde Klosterbruder in Wilten, lebte gottselig und wurde nach seinem Tode daselbst beigesetzt. Sein Steinsarg war einst noch allda zu sehen, darinnen die Riesengebeine ruhten; derselbe maß vierzehn Werkschuhe und drei Quersfinger.

Der Tiroler Riese Heime ist mit dem Recken Heime des „Heldenbuches“ sagengeschichtlich sehr nahe verwandt. Auch der letztere Heime erlegte einen Drachen, auch der letztere ging in ein Kloster in Lamparten, auch er erlegte endlich einen Riesen, nur daß dieser nicht Thyrse, sondern Aspilian hieß.

Auf Heime's Sarge ruhte in Holz geschnitz sein Bildniß, und eine Gedenktafel an einem Pfeiler neben dem Grabe erzählt der Nachwelt seine Geschichte.

\*) Thyrsis erat dictus; Seveldia rura colebat. Thyrse war er genannt, er baute die Acker um Seefeld.

### Von zwei Riesen im Wintschgau.

Der Riese Heime war es nicht allein unter seinem Geschlechte, der Hand an den Bau eines frommen Werkes legte, um den zürnenden Himmel für frühere schwere Thaten zu verjähnen. Zwei Riesen, die im Wintschgau hausten, thaten dasselbe, nur führten sie es nicht so herrlich hinaus. Der eine führte ein Kirchlein ob Naturns auf, welcher Ort im Etschthale ohnweit Meran liegt, und man nennt jetzt dieses Kirchlein Sankt Procolas, das will sagen: St. Proculus, welcher ein Christ gewordener römischer Soldat war, der einen vom Kaiser Diocletian nach Bologna zur Verfolgung der Christen entsendeten Präfecten niederschlug, und ob dieser That das Martyrthum erleiden mußte. Der zweite Wintschgauer Riese führte auf dem Foch zwischen dem Etsch- und dem Alten-Thale auch ein Kapellchen auf, das nennen die Leute jetzt Sankt Vilgen und das Foch nennen sie das Vilgen Foch, welche Benennung von dem heiligen Vigilius herrührt, der der erste Bischof zu Trient war und der erste Verkünder des Christenthumes im Etschthale, dem aber die grimmigen Heiden im Jahre Christi 420 die Martyrkrone bereiteten.

Jene beiden Riesen, welche ihre Arbeit als Werke der Buße vollbrachten, kamen damit sehr schwer zu Stande, denn sie hatten gemeinschaftlich nur einen einzigen Hammer, und warfen denselben einander zu, über eine Entfernung von drei Stunden, und der Hammer war riesenhaft groß und schwer, daher sie sich oft ohne Willen gegenseitig hart beschädigten. Als das Werk Beider nach der Mühe vieler Jahre beendet war, lebten Beide als büßende Einsiedler. Unterm Dache des Vigili-Kirchleins liegen noch immer große Todtengebeine, die sollen beim Roden des Bodens in des Kirchleins Nähe aufgefunden worden sein, und dem Erbauer des letzteren gehört haben.

### Der Riese vom Salvenjoch und der Riese vom Marbachjoch.

Minder fromm und friedlich wie die büßenden Kirchleinerbauer der vorstehenden Sage lebte ein anderes Riesenpaar, einer auf der hohen Salve, der andere auf dem dieser gegenüberliegenden Marbachjoch in Wildschönau. Diese beiden haßten einander stetig, trafen nicht selten miteinander im heftigen Streite zusammen, und jeder von beiden wollte der stärkere sein. Endlich kamen sie durch Zureden Dritter überein, ihre Kräfte miteinander nicht mehr durch ringen und schlagen, sondern durch Steine werfen zu messen. Da schleuderte der Riese von dem Salvenberge einen großmächtigen

Steinblock hinüber auf das Marbachsjoch, gerade auf die höchste Spitze zu, doch erreichte der Felsen die Spitze nicht, sondern blieb einige Klafter unterhalb der Spitze liegen. Nun warf der Marbach-Niese einen gleichen oder noch größeren Stein auf das Salvensjoch, und dieser fiel gerade mitten auf den Gipfel. So blieb der Marbacher Niese der Sieger in diesem Kraftwettstreite; der Stein desselben aber ist hernachmals mit zum Bau des Salvenkirchleins verwendet worden.

## 20.

### Der Schwarzegger Niese.

In dem Hausenwalde ob Schwarzegg waren Holzmacher mit dem Abtreiben von uralten Waldbäumen beschäftigt, da kam ein alter eiszgrauer Dürst daher, und murrte in seinen Zottelbart:

Ich denk' diesen Wald  
Neunmal jung und neunmal alt!

und hing sein breites Maul in den Schleiftrog, darin er Wasser sah, und in welchem sich der Schleiffstein befand, dessen sich die Holzleute zum Schärfen ihrer Barten und Beile bedienten. Er trank, wie er schon öfter gethan, den ganzen Trog leer, so sehr dürstete den Dürsten, die Hirten und Holzleute aber sahen ihn nicht eben gern, und die Neßlinger insonderheit fürchteten ihn sehr. Da füllten eines Tages die Holzleute den Schleifradtrog mit Branntwein, statt mit Wasser. Das schmeckte dem Schwarzegger erst recht, er trank den Schnapps wie Wasser, hob das Rad aus, und leckte mit schnalzender Zunge den Trog ganz trocken — aber wie er den Kopf so überhing, wurde der Duffe duselig, und fiel sammt dem Stein und Gestell zu Boden, worauf er trotz dem Eschiersthalkriesen zu schnarchen anhub.

Da nahmen die Holzleute ihre Aerte zur Hand und hauten dem Niesen den Kopf vom Rumpfe, und da war die Gegend befreit vom überlästigen Tursewang.

## 21.

### Der Niese vom Eschiersthal.

Wie der „wilde Mann“ im Eschiersthale hauste, derselbe, der einen Bauer von Raunersberg mit der oben Seite 13\*) schon angeführten Antwort abfertigte, lebte im Dorfe Raunersberg, darin überhaupt ein sehr kräftiger Menschenschlag seßhaft, ein Bauer, der hieß der „starke Mischl“, und war bekannt und gefürchtet als der kräftigste Robbler, hatte sich auch zu einem

\*) Es ist dort fälschlich Eschiersthal als Druckfehler stehen geblieben.

Stabelbau die nöthigen Stämme und Hölzer „aller ganzer“ zum Hofe getragen.

Da stach den starken Misch der Haber, auch einmal mit dem Riesen zu raufen, der in „Obersachsen“ — wie dort ein Landstrich heißt, im Tschiersthale, bei Grubich, hauste; machte sich daher fecklich auf und träumte sich schon als Sieger des „Wilden“. Wie er nun in das Tschiersthale trat, vermeinte er einen fernen Wasserfall brausen zu hören, oder aber ein Gewitter mit fernem Donnernrollen zu vernehmen, dann spürte er ein heftiges Wehen, das immer stärker und zum Sturmwinde wurde, je weiter der Kaunersberger thalaufwärts vordrang. Er sah von weitem, wie die Bäume sich bogen, und wieder aufschnellten, ganz wie von einem Orkan gedrückt, und endlich nahm er mit Schrecken wahr, daß dort der Tschiersthaler Riese lag und schlief und schnarchte, und solchen Wind aus seiner Nase blies, davon die Bäume also sehr bewegt wurden.

Da entsank dem kühnen Robbler der Muth, und sein Heldenherz fiel ihm in die Hufe. Man muß die Leute nicht im Schlafe stören — sprach er, nahm die Trupfeder vom Hute und schlich sich leise fort; war froh, wie er Riesen und Thal weit hinter sich hatte, und gedachte nimmermehr daran, mit dem Wilden sich im Robbeln zu versuchen.

---

#### IV.

### Holden und Unholden.

---

In der nord- und mitteldeutschen Mythe treten mehrere weibliche Persönlichkeiten auf, deren Wesen vorzugsweise hold oder unhold geartet ist, und während unserer Schrift- und Umgangssprache das Wort Holden beinahe ganz verloren ging, blieb Weiden das Wort Unholden nur in einer überaus einseitigen Bedeutung, nämlich man verstand darunter und bezeichnete damit ausschließlich Hexen und Zauberinnen; zuletzt wurde auch die weibliche Benennung Unholde (Unholdin), mindestens in Mitteldeutschland, immer seltener, und es blieb nur im Volkemunde die Benennung Unhold als allgemeines Scheltwort für einen bösen, schadenfrohen und auf allerlei Frevel sinnenden Menschen.

Die deutschen Mythenforscher sagen uns — abgesehen von allen sehr zweifelhaften und oft sehr gewagten Schlüssen und Ableitungen aus der scandinavischen Mythenwelt — daß Holde auch männlich gebraucht wurde, z. B. guoter Holde (s. Grimm D. M. 455.), desgleichen gut und auch böse gedacht (dass. II. 1027). Holda der mitteldeutschen Sagen soll die nordische Göttin Freia (Freida) sein; Berchta aber, die ihr vielfach

ähnliche, soll den leuchtenden Gegensatz zu der dunkeln Hulda, die man auch zur Hela macht, bilden (Simrock D. M. 414). Das Schweizerische Tannhäuserlied nennt eine „Frau Frene“. Ob anzunehmen Frene, für Veronika? (Grimm D. M. 1212.) scheint nicht rathsam, ebensowenig gehört das allemannische Veroneli hieher. Die heil. Veronika kann keine Frau Venus sein sollen. Aber diese Frene erschiene sonach wiederum als die Frau Venus, die Hulda des Hörseelberges.

In den Sagen des Tirolerlandes fließen Hulda und Berchta nicht ineinander, wie in denen des mittleren Deutschlands. Da ist Hulda bloß Seligen-Königin, Einführerin und Beschützerin des Glashausbaues (vergleiche oben); Berchta aber, ländlich **Berchtl** genannt und geschrieben, hat mit der Hulda zwar das gemein, daß auch sie Advent- und vorzugsweise h. Dreikönigsabendgöttin und Beschirmerin der Spinnerinnen ist, und daß auch sie ein Heer führt, aber kein wildes; sie führt vielmehr, wie die Berchta des Voigtlandes, ein Heer von Kinderseelen, und keinesweges wieder als eine schöne leuchtende Gestalt, sondern ebenso altergrau und runzlich, wie Hulda so häufig erscheint, folglich nicht der letzteren Gegenbild, sondern ihr Seitenstück.

In Tirol erweitert sich der Kreis dieser dämonischen Wesenheiten sehr bedeutend, sowohl in weiblichen, als männlichen Gestalten. Unter den ersteren stehen die **Fauggen** voran, die Wildfrauen, von der Sage nicht selten den Riesen als deren Weiber zugetheilt, aber eigentlich doch eine Sippe für sich bildend, auf eigene Hand lebend und erscheinend; ihr ganzes Wesen ist so recht eigentlich unhold, und ihr Erscheinen grauenhaft.

Es ist außer allem Zweifel, daß das hochdeutsche Wort Wildfang, das nur männlich gebraucht wird, dem tirolischen Wildfangg entstammt, welches in seiner Heimath nur weiblich ist, denn an ein „fangen von Wild“ ist bei diesem Scheltwort nicht zu denken, es hätte diese Ableitung keinen Sinn.

Ein weiterer Unhold ist der oder die „**Wildg'fahr**“, theilweise die wilde Jagd in corpore, theilweise ein einzelnes, umgehendes, grauenhaft spuckendes Ungethüm, nur in örtlichen Sagen vorhanden, und merkwürdigerweise dann nicht selten männlich gedacht und genannt.

Als ein dem Wildg'fahr verwandtes Ungethüm zeigt sich der **Blutschink**, ein Unhold erster Größe, und vorzugsweise Kinderschreck, außerdem an eine bestimmte Deutlichkeit gebunden und in dieser heimisch. Weiter erscheint eine im übrigen Deutschland gänzlich unbekanntes Sagengestalt: Der **Bieschelm**.

Vor beiden aber zu nennen und von ungleich größerer mythischer Bedeutung, als die eben genannten Unholden ist in den Tiroler Sagen der **Oreo**. J. Grimm gedenkt seiner D. M. 291 und 454 als **Orcus esuriens**, als unerfättlichen menschenverschlingenden Hölletriesen, der in romanischen Märcen als Waldgeist aufträte. Er ist jener Riese der

deutschen Kindermärchen, der zu seiner Frau spricht: „ich wittere, wittere Menschenfleisch,“ welches Paar die Franzosen Ogre und Ogresse nennen. Neapolitanisch heiße er **Huorco**. Jedenfalls brachten Wälsche diese Mythengestalt nach Tirol und nach der Schweiz, wo sie sich in einigen, vorzugsweise romanischen Engthälern festhaft machte. Es gereicht zur wahren Freude, über diese mythische Erscheinung mehr heizubringen, als den deutschen Mythographen bislang von ihr bekannt war. Keinesweges ist der **Orc** mit dem Teufel, als ein Fürst der Unterwelt, wozu sein Name verleiten könnte, zu verwechseln, obschon auch er durchaus als böses Prinzip dasteht, haßvoll und ergrimmt gegen die Menschenwelt, schadenfreudig, tückisch, böshaft, und über alle Maassen grausam.

Noch eine sehr unholde Einzelgestalt tritt in diesen Kreis, es ist der **Klaubauf**, ein kinderfeindlicher Spuk, nicht wie Orc oder Blutschint nur einmal vorhanden, sondern in der Mehrzahl, aber auch mit kinderfresslichen Gelüsten begabt.

Mögen diese Holden und Unholden ihre besondere Schilderung finden, und dann an diese sich die örtlichen Sagen von ihnen anreihen.

## 1.

### Die Perchtl.

Die Perchtl der Tiroler Sagen tritt in einer doppelten, ja dreifachen Beziehung in denselben auf; einmal als die Seelenführerin der ungetauften Kinder, dann, gleich der Hulda als Spinnefrau, und endlich noch als eine fast legendenhafte Gestalt des christlichen Mythos.

Zu „Gömachten“ oder „Gömnachten“, — so heißt in Tirol der Vorabend vor dem heiligen Dreikönigstage, welcher letzterer auch Perchttag, Perchtentag, Perchnachten, Perchnachten u. s. w. heißt — geht nach dem Gebetläuten die Perchtl über Gebirg und Thal; ein uraltes Mütterlein, runzelvoll und weißhaarig und gebeugten Rückens. Langsam, langsam „hatscht“ sie, Schritt für Schritt, und keucht wandermüde. Uralt ist ihr Gewand und zerschliffen von langem Wandern, hie und da durch kleine Holzkläppchen (Kloben) zusammengehalten. In langer endloser Reihe zieht ein Heer zarter Kinder der Perchtl nach, nie paarweise oder gehäuft, sondern stetig eins nach dem andern, und alle halten mit der Alten, der sie folgen, gleichen Schritt.

Aber ob Einer vermeine, die Perchtl und ihr Heerzug schreite langsam, so ist es doch nicht an dem, sondern es ist nur Täuschung; ihr Schritt hat die Schnelle des Wolken schattens, der über die Wiesen fliegt. Wer ist diese gespenstige alte Frau?

Die Perchtl ist Claudia Procula, einst des römischen Landpflegers

Pontius Pilatus Gemahlin; sie hat ihren Mann, Christum nicht kreuzigen zu lassen, aber vergebens. Obschon noch Heidin, war sie doch gut und fromm, eine ehrbare Matrone, und unter den Juden in Jerusalem lebend, neigte sie sich zu deren Lehre von einem einzigen Gott. Als der hohe Rath über Jesum zu Gerichte saß, ängstigte ein Traum die fromme Frau, und sie lag ihrem Manne an, Christi Hinrichtung nicht zuzugeben und ließ ihm sagen, wie die Schrift zeugt: \*) Habe du nichts zu schaffen mit diesem Gerechten; ich habe heute viel im Traum seinetwegen erlitten. Gerne hätte auch Pilatus Christum frei gegeben, aber der Juden wildes Geschrei schüchternete ihn ein, darum that er vor aller Augen ein Gleichniß, indem er ein Becken mit reinem Wasser bringen ließ, seine Hände wusch und sprach: Ich wasche meine Hände in Unschuld. Sehet ihr zu!

Später dann wurde Pilatus beim Kaiser verklagt, nach Rom zur Verantwortung gefordert und mit dem Cril bestraft. Er wurde nach Gallien verbannt, und endete dort auf dem nach ihm genannten Pilatusberge sein elendes Leben durch Selbstmord. Noch umschweben jenen hohen und mächtigen Bergstock der Schweiz schaurige Sagen.\*\*) Claudia Procula aber, Pilatus Gemahlin, nahm zuerst nach des Heilandes Tode das Christenthum an durch die heilige Taufe. Darum ward sie auserkoren, fortan der Schutzengel der Kinderseelen zu werden, die im Leben ohne Taufe, auch ohne Nothtaufe, sterben. Darum wandert nun die Perchtl bis zum jüngsten Tage, und sammelt die Seelen dieser Kindlein, die nach kirchlicher Annahme nicht verdammt, leidlos, aber ohne die Freude seliger Gottanschauung bleiben. Dieser Glaube ist im ganzen Oberinntale allgemein, und in andern Gauen Tirols theilweise verbreitet, daß die Seelen ungetaufter Kinder nicht in das Himmelreich gelangen. Wann aber einst der jüngste Tag genahet ist und der Erdball zertrümmert und gebersten unter den Schauern des Gerichtes, da bleibt von der Erde noch ein großer schöner Garten übrig, ein Paradies jener Kinderseelen, wo sie in glücklicher Unschuld und Zufriedenheit wohnen, mit Blumen spielen, dem Gesange der Paradiesvögel und einem sanften Quellengemurmel lauschen, dem sie auch verlangend nachgehen, aber den Quell doch nimmer finden, weil es der Quell des urheiligen Taufflusses, die Jordanquelle selbst ist, deren Rauschen ihr Ohr vernimmt.

Und das ist nun wieder der tiefe Sinn in der Perchtl-Sage Tirols, daß die Perchtl am Vorabende des Dreikönigtages erscheint und zieht, weil die Kirche an diesem hehren Tage ein dreifaches Fest begeht, nämlich die Erscheinung der drei Weisen aus dem Morgenlande, dann die Taufe Jesu im Jordan, und endlich das Wunder der Wasserverwandlung in

\*) Ev. Matthäi 27. 19.

\*\*) Bechstein: Deutsches Sagenbuch. 10.

Wein auf der Hochzeit zu Cana. Da führt die Perchtl die Kindlein nach dem Glauben manches alten Bäuerleins zum Jordan, dessen Fluth auch von ihren Seelen den alten Adamsfluch und die Erbsünde abwäscht, und überall, wo dieser Glaube noch lebendig ist, lassen nicht selten die alten Mhdeln oder Mhdeln die Enkelchen am Bömnachtabend durchs Fenster schauen, ob sie nicht die Perchtl mit den Kindern ziehen sehen? —

Nicht minder war es eine häufige Sitte, am Bömnachtabend etwas Speise von der Nachtmahlzeit auf dem Tische stehen zu lassen, damit während des Schlafes der Hausgenossen sich die Perchtl mit ihrer Kinderschaar daran erleze und erlabe. Zu diesem Behufe setzte man früher die Speisenreste selbst auf die Hausbäcker, hauptsächlich Nudle (nicht Fadennudeln), eine klos- oder krapfenähnliche Mehlspeise, ein beliebtes Sonntagsgericht.

Und eine andere Sitte ist noch vielfach im Brauch, nämlich die, daß am Bömnachtabend die Spinnerinnen, namentlich im Alpbachtale, sich berilen, Flachs und Werg ganz rein vom Rocken abzuspinnen, weil sonst, nach altem Sprichwort: „die Perchtl hinein nistet“, d. h. den Flachs verwirrt und den unfleißigen Spinnerinnen Unsegen bringt. Ein Gleiches geschieht wohl auch am Neujahrsabende da und dort.

Durch diesen Zug erscheint die Perchtl nun als Spinnefrau der Hulda verwandt, und wie man jene sich als Wintergöttin, als runzelvolle Alte dachte, so auch die Perchtl, deren ursprünglich schönes und reines mythisches Bild die spätere Zeit verzerrte und frazzenhaft umgestaltete, namentlich in dem mit Schaugepränge verbundenen Perchtllaufen oder Perchtlspringen. Mehr und mehr wurde sie falsch aufgefaßt, selbst von einheimischen Schriftstellern. So giebt der verdienstvolle und viel gefeierte Beda Weber in seinem Reisehandbuch: „Das Land Tirol“ betitelt, S. 630 von der Perchtl, obschon mit Aufwand vieler Worte, ein sehr unklares Bild und verwirrt den Begriff von deren mythischer Persönlichkeit schon dadurch, daß er von ihr in der Mehrzahl redet, von guten und bösen Berchten. Seine eigenen Worte mögen hier eine Stelle finden:

„Berchte oder Berchtl bedeutet eine unheimliche, von übermenschlicher Kraft und Begeisterung gehobene, bald Grauen und Furcht, bald ungemeine Anziehungskraft zum Guten und Bösen verbreitende Gestalt. Solcher Wesen gibt es zweierlei Arten, gute und böse; beide in die Mitte zwischen die Menschen und die Geisterwelt gestellt, die erstern mit Wohlwollen, die letztern mit Ungunst und Feindschaft dem Menschen nahend, außerordentlich empfindlich gegen gutes und böses Benehmen der Leute gegen sie. Unbild verschuechet die guten augenblicklich, und reizet die bösen zum Wiedervergelt. Ihre Schadenlust ist aber nur in gewissen Verhältnissen dem Menschen gefährlich, wo er sich nämlich durch eine moralische Blöße in den Zustand des Unrechtes versetzt hat. Sie wohnen nicht bei den Menschen, gehen aber zu gewissen Zeiten, namentlich vom Anfange des Adventes bis zum Feste der

heiligen drei Könige an den Menschenwohnungen vorüber, mehr hör- als anschaubar, aus unbekanntem Wohnstätten hervorbrechend mit Geheul und Lärm, durch trügerische Laute lockend, auf bekannte Geistersprüche an Vertraute Antwort ertheilend, auch unbekannt Verbrechen strafend. Wer von ihnen eines Frevels wegen Unglimpf erlitten, kann nur von ihnen geheilt werden, und sie thun es nur am nämlichen Orte, in ähnlichen Verhältnissen, zur nämlichen Zeit, oft gar erst dann, wenn die nämliche Ordnung im Kalender wieder einbricht. Im Menschen wohnt ein natürliches Doppelgefühl gegen sie, Furcht und Sehnsucht zugleich, Furcht vor ihrer Unheimlichkeit, Sehnsucht nach ihren außergewöhnlichen Kräften. Das Glück wie das Unglück liegt oft in ihrer Hand, sie belohnen jeden auf das freigebigste, wer sich um ihre Schuld verdient gemacht. Wie sie weinenden und störrischen Kindern als Schreckbild zur Beruhigung und Folgsamkeit dienen, sind sie den schuldlos Unglücklichen oft unerwartete und werththätige Tröster. Man sieht, die Berchten sind Wesen der Volksmythologie, eine Art Mittelschaft zwischen den Menschen und dem Geschieke, zwischen dem Guten und Bösen, zwischen der Vernunft und der Willkür, gewissermassen die Personifizierung der sinnlichen und natürlichen Triebe und Neigungen in jeder Menschenbrust. Kein Wunder, daß die östlichen Völker bojoarischen Stammes, die sie wahrscheinlich aus dem höheren deutschen Norden herabgebracht, auf den Einfall kamen, sie nachzuspielen, ganz in der Art und Weise, wie der Begriff von ihnen sich festgestellt. Dieses Spiel heißt das Berchtenspringen, und hat sich im Großachenthäl und bei Lienz oft und mit Recht von polizeilichen Rücksichten angefochten, in leisen Zügen bis auf unsere Zeiten erhalten.“

Eine solche Anschauung von der Berchtl lebt nirgends im Volke, sie ist viel zu gelehrt, zu philosophirend. Das Volk philosophirt nie, und thut daran außerordentlich wohl. Vom Berchtlspringen hernach.

Wohl aber setzte sich durch das eben genannte Volksspiel mehr und mehr der Begriff von einem herenhaften Wesen fest; die Berchtl fehlte als ein solches nicht beim Imster Schemenlaufen, nicht in dörflichen Carnevalsauzügen und Mummereien, um so weniger, als diese gleich nach dem Dreikönigstage ihren Anfang zu nehmen pflegen. Da erschien und erscheint sie noch in zerlumpten Kleidern, als eine Here und Huttlerin, und so wurde ihr Name zum Scheltwort: Du bist eine Berchtl! heißt so viel wie: Du bist eine Schlampe! und da langen wir mit ihr wieder bei der Hulda als „Bognase“ an, bei der „Bertha mit dem großen Fuße“ mitteldeutscher und französischer Sagen. Die „Glungere“ heißt sie am Züricher See, entweder von Klunker, Dreckzottel, oder vom alten Klungt, Knäuel, mit dem Begriffe des verwirrten, verpfichteten Knäuels, wie sie im Voigtland Werre, Wirre, heißt, ein Begriff, von dem noch das deutsche Wort Wirrsal zeugt.

Wie die Lieblingspeise der Perchtl in Tirol „Nudl“, so in Thüringen Klöße und Heringe (Fische und Mehlspeise, Fastenessen).

Gleichwohl hält das Tiroler Volk zwischen der ältern Perchtl, der mythischen Kinderseelenführerin, und der herabgekommenen, in den Aberglauben getretenen, einen Unterschied fest. Es nennt die erstere „Öömnacht-“ auch „Ööbnachtsperchtl“, besonders im Unterinntal, in Wildschönau und anderwärts, und die letztere, den bloßen Spuck, schlechtweg „Perchtl“.

Im nachbarlichen Salzkammergut und im bayrischen Hochlande schreckt man mit der Perchta die Kinder, und droht ihnen, daß sie den bösen den Bauch aufschneiden, und mit eisernen Ketten wieder zunähen werde.

Die reichhaltigsten Studien über die Perchta hat Jacob Grimm nach allen Richtungen hin gemacht, und sie in der D. M. S. 250 bis 259 niedergelegt. Dasselbst wird auch S. 256 und 257 des Perchtlspringens und Perchtlaufens gedacht. In der nördlichen Schweiz, wo der Name Perchtli, auch Bechtli, Bechteli laute, heiße der 3. Januar Bechtelitag, der von jungen Leuten mit geselliger Lustbarkeit unter dem Namen „Bechteln, Bechteli,“ gefeiert werde. Im 16. Jahrhundert habe zu Zürich noch der Gebrauch geherrscht, sich zu dieser Zeit einander aufzufangen und zum Weingehen zu nöthigen, das nannte man „zum Perchtold“ führen — demnach ein männlicher Perchtl, u. s. w.\*)

Das Perchtlspringen, oder wie es auch genannt wird: Perchtlaufen, das im Vintschgau, so wie auch in und um Rißbühel noch stark üblich ist, ging hervor aus der im Volkscharakter der Tiroler lebendigen Vorliebe für Maskenspiel und Mummenschanz, zum Theil wohl auch aus jenen großartigen Volksschaudarstellungen nach dem Vorbilde alter Mysterien, die freilich eine spätere, minder innig religiöse Zeit arg verhungzte und in den Staub zog. Solche Vorstellungen finden und fanden namentlich im Pusterthale seit Jahrhunderten Statt; das heilige Spiel schlug aber nicht selten in weltliches um, und nahm selbst bisweilen einen das göttliche und geistliche verspottenden und verhöhrenden Charakter an. Auch das lag mit in dem raschen Uebersprung von der ernstesten und heiligen Zeit der Zwölften; die mit dem h. Dreikönigsabend endet, in die zwanglose Zeit des Faschings, der entfesselten Maskenlust. — Wohl durfte am Festtage der Erscheinung Christi noch nicht getanzt werden, aber es regte und rührte sich schon aller Orten und Enden, die Sternfinger zogen umher, einzelne Larven kamen schon zum Vorschein, und sobald es nur irgend schicklich war, brach wilder Wirrwar der Schemenläufer, Perchtlwanderer, Perchtlspringer, Anklöpflerläufer los, und Zillertthaler, Inntthaler, Alpbacher, Brandenberger, Wildschönauer u. s. w. begannen ihre Possenspiele und Fastnachtsfrazzen.

\*) Vergl. „Der Perchtolds-Tag in der Schweiz.“ Eine mythologische Skizze von H. Runge. Zürich, Verlag von Meyer und Zeller. 1857. Der Tag ist der 2. oder auch der 3. Januar. Das Kinder- und Volksfest findet in Zürich noch immer Statt.

Von Schaaz bis St. Johann, Kitzbühel, Jochberg, Pillersee und in der Großachenregion wissen die Einwohner davon.

In Lienz und dessen Umgegend im Pustertthale bilden diese Spie-lauf-züge noch ein Durcheinander von Riesen, Hexen, Schatten-Huttlern, wilden Männern und dergleichen. Klüftige Bursche verlarven sich auf so manigfaltige Weise, oder malen sich die Gesichter, umhängen sich mit Kuhglocken und Ziegenschellen, ziehen lärmend und tosend in bekannte Häuser, tanzen hier, trinken dort, necken die Wanderer der Wege, und was allzu neugierig in den Weg tritt, oder gehaßt ist, kann erleben, mitten im Winter ein kaltes Bad im Brunnentroge zu nehmen. Solch wildes rennen und laufen geht häufig von Dorf zu Dorf, oder zur Stadt, oder von der Stadt zu Dorfe, wächst, mehrt sich, durchfährt die winterlichen Gegenden mit Geklang und Peitschengeknalle, und jubuhet, wie das wilde Heer, bis die Abend- und Abeglocke Stillstand und Ruhe gebietet.

In Lienz soll noch ein aufgeschriebenes „Perchtspiel“ vorhanden sein, doch fragt sich's sehr, ob es wirklich alten Ursprunges, und ob es ein reines Bild von der Percht in ihrer höheren Gestaltung gewährt, wie sie nur noch in Einzelthälern, und namentlich im einsam abgeschlossenen Alpbachthale, ohnweit des Zillertales und diesem rechts gelegen, lebt? — daher es auch kommt, daß eigentliche Perchtlsagen selten sind.

## 2.

### Die Fanggen.

Das mythische Zeitalter der Fanggen ist das der Urriesen; sie heißen auch Wildfangg, wilde Weiber; in der Einzahl: Fangga, Fanggin, böses Waldweib.

Ihre Gestalt schildert die Sage schauerlich, riesengroß, am ganzen Körper behaart, geborstet, das Antlitz verzerrt, der Mund von einem Ohre zum andern gezogen, das schwarze Haupthaar hängt voll Baumbart, (Altersflechte — Lichen barbatus L.) und reicht rauh und struppig über den Rücken herab; im Zorne sträubt sich's wild empor, wie Furiengelock. Die Augen sind dunkel und nachtschwarz wie Kohlen, glühen aber auch zu Zeiten und sprühen Blitze — die Stimme ist Mannesstimme, rauh und ungesüß. Ihre Kleidung sind Schurze von Wildkatzpelzen, Toppfen von Baumrinden, und Zottelschurze von Füchsen und anderm Gethier. Die Fangg ist stets hungrig, absonderlich nach dem Fleische der Menschenkinder, die holt sie sich, wie es nur gehen will, daher dürfen die Kinder am Abend nicht über die Thürschwelle.

Das ist ein Bild der Wildfangg Tirols, welche die deutschen Mythographen nicht kennen. Jede Fangg trug außer dem allgemein bezeichnenden Namen noch einen besondern eigenen, ihrer Gewandung, ihrem Wohnorte, oder einer Aehnlichkeit entnommen, z. B. „Stuzza-Muzza“ (Stußkaze),

„Hochrinta“ (hohe Rinde), „Stuß-Forsche“ (Stußföhre), „Kohrinta“ (Kaubrinde) u. dgl.

Ungeheuerlich, wie der Fanggen ganzes Wesen, war auch ihre Körperkraft, die sich stets verderblich äußerte, ihr Wuchs, der mit dem der Urriesen wetteiferte. Im Walde, der von Nassereit nach Stra sich zieht, hauste eine Fangg, welche von der Größe eines mittelmäßigen Baumes war. Sie lauerte stets auf Menschen, und wenn sie kleine Buben zu fassen bekam, so schnupfte sie dieselben in ihre Nase, wie Doppelmops oder Saint Omer, oder sie rieb sie an alten dürren Bäumen, die von stehenden Nestern starren, bis sie zu Staub geraspelt waren.

Ein eigenthümlicher Zug begegnet bei den Fanggen, die mehrentheils in Gemeinschaft lebend gedacht wurden, gleichsam in Gruppen vertheilt, obgleich als solche sehr vereinzelt, der an den antiken Mythos von den griechischen Hamadryaden mahnt. Die in einem und demselben Walde beisammen hausenden Fanggen waren an diesen Wald gebunden; wurde der Wald geschlagen, so schwanden sie; starb ein Baum, oder wurde er gefällt, von dem eine Fangga den Namen trug, so war auch ihr Dasein dahin. Daher war den Menschen ein Mittel gegeben, sich der ihnen so feindseligen Fanggen zu entledigen, und sie wandten es an. Hauptsächlich bewohnten diese „wilden Weiber“ einen großen Urwald im Urghal, zwischen Landeck und Ladis; einen andern Urwald, der „Bannwald“ genannt, am Pillerberg im Oberinntal; von mancher Fangg leben noch Sagen, die sich innig mit jenen von den Riesenfrauen mischen.

Die spätere Zeit schwächte auch das hochgewaltige, übermächtige Wesen der Fanggen in etwas ab, wie sie mit fast allen Gestalten der älteren Mythologie that, die sie allgemach nicht nur entgötterte, sondern sogar vermenschlichte, — wie bei den Riesengeschlechtern ebenfalls geschah. Schon der nicht unwichtige Sagenzug, daß Fanggen ihre Kinder, wohl nur um sie vor dem Gelüst und Hunger ihrer scheußlichen Gemahle zu bewahren, in Menschenwohnungen einthaten, bis jene Gräuel tod waren, ist wichtig. Dadurch, daß Fanggenkinder (meist nur Töchter) in Bauernhäusern erwachsen, und in guter Sitte aufgezogen wurden, auch als Mägde treu und fleißig dienten, schlug sich zwar eine Kulturbrücke vom Menschengeschlechte zu diesem weiblichen Riesengeschlechte hinüber, aber keine feste, denn die Fanggentöchter bequemten sich nicht zum Christenthum, beteten nicht, gingen nicht in die Kirche und hatten die möglichste Scheu vor dem heiligen Kreuzeszeichen — mit einem Worte, sie bewahrten ihre altdämonische Natur. Das Volk der späteren Zeit, dessen umbunkelter Sinn von der Großartigkeit heidnischer Gottheitgestalten weder Begriff noch Anschau mehr hatte, nahm auch die Fanggen nur als gewöhnliche Scheusale und Hexen in seinen beschränkten Ideenkreis auf, und daher kam es, daß beim Schemenlaufen zu Imst, das Spindlers Roman: „Der Vogelhändler von Imst“ so trefflich episodisch

schildert, auch die Fangga mit Hexen und Huttlern eines Ganges geht, dem Klaubauf (von welchem unten) als Weib zugesellt wird, und ihm Kinder in seinen großen Hammelsack stecken hilft.

In spätester Zeit verwirrten sich die Fangga=Sagen so mit andern, daß sogar Trennung schwer fällt, und man bisweilen nicht recht weiß, ob man ein halb dämonisches Wesen, das in bäuerlicher Sage begegnet, noch zum Geschlechte der Fanggen, oder aber zu dem der Nörggel (Erdszwerge) zählen soll; besonders ist dies bei den Rutschisenngen am Arlberg der Fall, wo Name und Begriff sich ändern und an eine andere Dämonensippe herantreten. Während nach einer Richtung hin die Fanggen als Wildfrauen sich zum Geschlechte der Riesen hinneigen, selbst als Riesenweiber erscheinen, steigen sie nach der andern zum Geschlechte der Wichte, der Vorggen, der Nörggel nieder, und bilden ein Band zwischen Riesen und Zwergen, oder auch zwischen beiden letzteren und den Menschen, wie aus den örtlichen Sagen erhellt.

## 3.

**D's Wildg'fahr.**

Während in Norddeutschland unter mancherlei Führern und Führerinnen: Wuotan, Abel, Hackelbärend, Hackelberg, und Tufsel, und in Mitteldeutschland unter der Führung von Frau Holle und dem treuen Eckart das wilde Heer, wüthende Heer, die wilde Jagd, der wilde Jäger in der Advent- und heiligen Zeit durch die Lüfte tobt und saust und braust, was in Südbaiern und den Donauufnern entlang häufig das „wilde Gejaid“ heißt, ist diese dämonische Erscheinung von der Tiroler Sage minder entschieden ausgebildet, obschon vorhanden und unter dem Namen „D's Wildg'fahr, 's wild G'fahr, 's wild Geschroa“ (Geschrei) bekannt. Damit diese Bezeichnung nicht mißverstanden werde, ist voraus zu bemerken, daß hier nicht eine Gefahr (pericula) gemeint ist, sondern ein Gefahre. Der tiroler Bauer nennt alles ein G'fahr, was mit einigem Lärmen zieht und fährt; springen die Buben lärmend umher, so sagt der Bauer: D's Fraß'n hob'n a G'foahr — er fährt auf die Alm — er fährt heim, er fährt auf den Markt, obgleich das Vieh ganz langsam getrieben und zum Markt zu Fuße gegangen wird. Daher ist auch Teufels- und Hexenheerzug ihm ein „Wildg'fahr“, und als Nachhall der verklungenen Sagen von Wuotansheere mischte sich die Teufelsgestalt ein. Der Teufel selbst wurde als grüner oder schwarzer Jäger, reitend auf gewaltigem feuerschnaubenden Rappen, wilder Heerführer, und das Heer böser Geister folgt ihm in Gestalt von Vögeln und Ungeheuern. So wollen viele das wilde G'fahr gesehen haben, den meisten ist aber dabei sehen und hören so vergangen, daß sie das, was sie wahrgenommen zu haben vorgeben, nicht klar schildern können.

Die Zeit, in welcher das Wildgefahre sich zeigt, ist, wie überall,

die Adventszeit bis zum h. Dreikönigstage, in der auch Bäume wandern, und aller andere Geisterespuk sich doppelt rührt, wohl auch sich dem Wildgefahr gesellig anschließt und im Bunde mit dämonischen Habergaisern, (Eulen) Kuchtdublern, (Nachtswalben) Hunden u. s. w. den nächtlichen Heerzuglärm vermehrt.

Soweit wäre das Wildgefahr Tirols ganz oder doch ziemlich übereinstimmend mit dem wilden Heere im übrigen Deutschland; allein es gewinnt in der Tiroler Sage gleichwohl noch eine ganz andere Gestalt und Bedeutung, indem es auch als einzelnes Ungethüm, als ein ganz absonderlicher Unhold auftritt. Als solches ist das Wildgefahr, das da und dort erscheint, nicht an eine bestimmte Zeit gebunden, sondern es spukt durch das ganze Jahr hindurch, und die Phantasie des Volkes hat dieses Schreckgespenst wunderbarlich genug ausgestattet.

So wohnt ein Wildg'fahr in der Felshöhle im Rosnerwaldgute bei Naturns (ohnweit Meran), das hat eine Gestalt als ob zwei Säule zusammengewachsen wären mit nur einem Kopf und nur einem Schweif, aber an jeder Seite zwei Paar Beine. (Das achtsfüßige Götterross der scandinavischen Mythe.) Fährt es aus, so rauscht es, wie gedörnte Felle, weil seine Haut über dem Knochenenskelette raschelt, denn Fleisch hat es auch nicht. Wer aber solch Rauschen hört, dem reißen die Nervenfasern entzwei, und er bekommt Freisen und Hinfallendes (böses Wesen, fallende Sucht) all sein Lebetage.

Bei Münster in Unterinntal spukt ein Wildg'fahr, das zeigt sich auf einer Wiese in Gestalt eines saufend dahin rollenden Wagens voll kohlschwarzer Vögel, so groß wie Geier; die schlagen alle mit den Flügeln und vollführen gräulichen Lärm, und die Räder rasseln, und von den Rädern sprühen Funken, und der Sturm begleitet den rollenden Wagen mit mächtigem saufen, reißt Bäume zu Boden und deckt Dächer ab. (Der Fahrwagen der obersten Götter und Göttinnen des Nordens.)

Oberhalb Meran, im Lorchthale, erscheint das Wildgefahr als eine „foirigö Fack“, ein riesengroßes, über und über von Feuer leuchtendes Schwein, das aus dem aufgeblasenen Rüssel Ströme von Funken ausbläht, den Rachen ellenhoch aufsperrt, und einen Schweif hat so groß und dick wie eine alte um sich herumgewachsene Legföhre oder Krummholzkiefer. (Der goldene Eber, den die Einheriar der Nordlandsmythen jagen.)

Auch der Wirbelwind ist ein „Wildg'fahr“, aber als solcher muß er heftiger und stärker sein, wie der gewöhnliche, den die Hexen machen, der lustige Tänzer auf den Heerstraßen, der neckische Heuwender auf den Wiesen, der höchstens einmal einen Heuschaber auseinander reißt. Gegen diese Gaukler helfen wohl Weihwasser, Kreuze schlagen, Pinzgermesser, aber der Wildg'fahr=Wirbler läßt sich von derlei Wesen nicht abschrecken. Wenn der daher „gefahren“ kommt, reißt er alles zusammen oder auch nach

Befinden auseinander, nimmt alles mit, was „unsegnet“ ist, Kinder und Haustiere. Wer ihn nahen sieht, den schrecklichen Unhold, muß sich gleich auf den Boden niederlegen und ducken, Hände und Füße kreuzweise legen und ein Stoßgebet beten, sonst nimmt ihn der Wildg'fah mit und es geht ihm noch gut, wenn er in einem nachbarlichen Thale abgesetzt wird, daß ihm alle Rippen brechen. Darum muß sich jeder, der den Wildg'fah annahen sieht, in angegebener Weise zu schützen suchen, und Gott als den Stärksten anrufen, dann kann ihm kein Unhold und kein Höllensput etwas anhaben.

Jener Zug der Sage, der in Bayern auftritt, daß man beim „wildem Gejag“ auch schöne Musik vernimmt, begegnet in Tirol nicht. Auch der „Türst“ der Schweizer sagen hat einen andern Charakter, er führt Kühe in die Lüfte, die nur allenfalls durch den Absegen wieder herabgerufen werden können.\*)

## 4.

## Die Kunsä.

Orient und Occident vergötterten im Alterthume Naturgewalten, deren Wirkung dem Menschengeschlechte übermächtig erschien und — meist verderblich — fühlbar wurde. Die Elemente wurden zu Gottheiten erhoben, und was in ihnen herrschend vorwaltete: Sturm und Donner, Strom und Fluthung, Feuerberge und Meeresstrudel — alles erschien als etwas göttliches, welches die Phantasie dann durch die Kunst verkörperte. Und nicht allein bei den Völkern des Orients und bei Aegyptiern, Griechen und Römern war dieß der Fall, auch die Nordlandsmythen und die altgermanischen sind voll solcher vergöttlichter Naturgewalten; kein Wunder, wenn auch in anderweiten Mythenkreisen dergleichen begegnet. Selbst wenn das Vorkommen solcher vergöttlichten Wesen nur ein vereinzelt ist, so tritt es doch mit ein in die große Kette von Seinesgleichen, ist um sein selbst Willen da, und zieht mit fort im alten Götterheere der Ueberlieferung.

Vergebens mag Einer mythologische Wörterbücher und dergleichen Werke nach dem Worte Kunsä nachschlagen, vergebens bei unsern Mythographen danach fragen gehen, was Kunsä sei? Im besten Falle erläutert ein sprachliches Wörterbuch das Wort durch Rinne, Rinnsal, folglich auch Quelle, und figürlich die Blutquelle einer geschlagenen Wunde, daher blutrünstig, und dann sind wir an der Grenze unseres Witzes.

Die Kunsä ist ein häßlicher Alpen-Unhold von schreckbarer Gestalt, pugenhast, aber doch kein rechter Puß. Zwar macht eine Sage im Pizthale sie als örtlichen Spuk namhaft, als eine durch Gottes Zorn bestrafte

\*) S. L. Beckstein: Deutsches Sagenbuch. 13.

unredliche Kaserin, allein außerdem wird sie, wenn auch nicht allgemein gekannt und genannt, als jene Verderberin bezeichnet, die zu steter Bosheit gegen die Menschenwelt geneigt, schreckhafte Erscheinungen hervorrufft, die schlimmer als Schlag- und Grundlawinen und Hochgewitter verheerend von den Bergen stürzen. Alles bebt und zittert, wenn der Schreckensruf erschallt: „Die Runsa kommt!“ denn das ist kein Geschöpf der Einbildungskraft, es ist die verheerende, verschüttende Schlammlawine, die hoch von den Berggipfeln sich nach starken Regengüssen im Hochgebirge zur Sommerzeit jählings mit Donnertosen als Schlammwasserfall herabstürzt, Felsen, Erdboden, Bäume, Hütten, alles was ihr nur in den Weg kommt, mit niederreißt, da tiefe Betten sich wühlt, dort ihren Wust häuserhoch ablagert und zurüchläßt, die herrlichsten Triften überschüttet, ganze Acker wegspült. Diese entsetzenvolle Erscheinung führt auch in der Schweiz denselben Namen. Ob sie dort im Volke aber auch als verkörperter Dämon gedacht wird, ist nicht bekannt.

## 5.

**Der Drco.**

Der Drco ist ein mächtiger Gebirgsgeist, den einheimische Sagenfreunde dem Rübzahl des schlesischen Riesengebirges haben vergleichen wollen, allein dieser Vergleich hinkt, denn dem Drco geht durchaus der Zug heiterer Neckerei, Begabung guter Menschen nach mancher Prüfung und dergleichen dem Rübzahl Eigenes ab. Das Gebiet des Drco ist auch kein sehr umfangreiches Stück Land oder Gebirge. Seine Heimath ist der von Klammern und Klüften durchzogene Dolomithfelsenstrich von Enneberg Abtei und Buchenstein mit deren Zubehörungen und Angrenzungen; dort lebt, mit der uralten Ladinersprache innig verschmolzen, das Sagenbild dieses Dämons und drängt alle übrigen zur Seite.

Der Drco ist ein starker und mächtiger, jahrtausende alter Dämon, der aber niemals altert; er vermag in jede Gestalt sich zu verwandeln, und übt seine Kraft und Macht nur im zerstören. Alles was er vollbringt, gereicht den Menschen zum Unglück und Verderben. Selten erscheint der Drco in Menschengestalt, geschieht es aber, so ist dieselbe dann riesenhaft, mit dem Ausdrucke äußerster Bosheit, Wildheit und Grausamkeit; er ist nach der Riesen Art bekleidet, oder auch nackt und dann über und über behaart, wie ein Bär. Schadenfreude, und zwar boshafte, ist mit ein Element dieses Gebirgsgeistes, und nur in dieser Beziehung nähert er sich in etwas dem Rübzahl der schlesischen Sage.

Einer der gediegensten Forscher im Gebiet der Alpennatur Tirols, Subernalrath Dr. Staffler, welcher in seinem lehrreichen Werke: „Das deutsche Tirol und Vorarlberg, Innsbruck bei Felician 1847,“ auch die reiche Sagenwelt des Landes nicht außer Acht läßt, entwarf im 2. Bande

dieses Werkes, S. 295 u. f. folgende Schilderung des Orco: „In Enneberg und vorzüglich in der Gemeinde Wengen kommt auch ein Berggeist zum Vorschein, nicht unähnlich dem Rubezahl im Riesengebirge, im Thalvolke unter dem Namen Orco bekannt. Er ist bösertiger Natur und wegen seines neckenden Spuckes allgemein gefürchtet. So beschwerten sich die Bauernweiber oft bitter über die verderbliche Lücke, die sie bald im Hühner- und Gänsefall, bald beim Backofen, bald in der Milchammer von ihm erfahren müssen. Am allerschlimmsten spielt er dem Wanderer mit, der sich nicht besonders vorsichtig gegen ihn benimmt. Regen und Thauwetter erschwert nicht selten die Reise beim heitersten Himmel, und im Winter überzieht er nur zu gern mit einer leichten Schneedecke den eisigen Weg; wenn dann jemand auf das Maul fällt, erschallt ein gellendes Hohngelächter aus dem nahen Walde. Oft wird der Reisende beim Anbruche der Nacht, er weiß nicht wie, von der Straße abgeleitet, in unwegsame Gegenden verlockt, bis zur Erschöpfung abgemüht, und am Morgen sieht er sich wieder auf den Platz versetzt, von dem er Tags zuvor ausgegangen ist. Manchmal geschieht es, daß der Orco sich als ein kleines, unscheinliches Kugelschen auf den Weg legt. Kaum ist der Wanderer über dasselbe hinweggeschritten, so schwillt es plötzlich zu einer ungeheuren Riesenkugel an, die jenem, mag er laufen, wie er will, mit furchtbarem krachen und poltern und jeden Augenblick Zermalmung drohend, hart an den Fersen nachrollt, bis der arme Geängstigte athem- und besinnungslos zu Boden fällt. Auch als ein weidendes Pferd erscheint er in der Nähe der Straße, und nähert sich schmeichelnd dem Vorübergehenden. Wehe dem, der es wagt, den schönen tückischen Gaul zu besteigen; denn kaum fühlt dieser die gesuchte Last auf seinem Rücken, so verlängern sich seine Beine dergestalt immer höher und höher, daß der erschrockene Reiter aus schwindelnder Höhe kaum mehr den Erdboden unter sich sieht, und dann geht es fort und fort in tausenden Gallopp über Stock und Block, durch Korn und Dorn in die graueste Wildniß, bis endlich der unglückliche Phaeton aus seiner Luftregion niederstürzt, und sich glücklich schätzen muß, wenn er am Gesichte und an den Händen erbärmlich zertrakt aus dem Dorngebüsch sich herauszuwinden im Stande ist. Das Verschwinden dieses häßlichen Gespenstes ist immer von dem ekelsten Gestanke begleitet. Daher auch das in Enneberg übliche Sprichwort: *el toffa schocho l'orco* (er stinkt wie der Orco).“

Dieses Ladinische ist fehlerhaft abgedruckt, es muß heißen: „*al toffa schocho l'Orco*“; im Friauler Bezirk spricht man: *egli toffa cidché l'Orcul*. Der Italiener sagt: *egli spuzza siccome l'Orco*, übrigens ähneln sich die ladinische und die friaulische Aussprache in der romanischen Sprache am meisten.

Selten erscheint der Orco als Wilber, sondern zumeist als Pferd, Hund, große Gule (Buhin) und besonders als Kugel, erst klein, dann zu

erschreckender Größe an- und aufschwellend. Bisweilen wird auch nur seine Stimme vernommen, ähnlich jener des Holzhaimannes einer altbayrischen Sage\*). „Tschigé, tschigé!“ schreit der Drco, er jöhlt und juchzet in seiner Landessprache, ladinisch.

Ein Lieblingsaufenthalt dieses schadenfrohen Spukes ist der Plaiswald im Ennebergischen, der von einer unheimlichen Düsterniß ist, und durch den die Straße anderthalb Stunden lang hinzieht, ohne daß sich dem Auge ein Haus oder eine Hütte zeigt, dagegen erinnern in der Mitte des Waldes an schaurigen Stellen zahlreiche Kreuze, Bet- und Bildstöcke und Marteln, deren Menge die Stelle einem Kirchhofe ähnlich macht, lebhaft an Tod und Sterben, und mahnen die Wanderer, für die Seelen der Abgeschiedenen ein frommes Gebet zu sprechen. An diesem trübseligen Orte läßt auch die Sage zur Nachtzeit arme Seelen in Gestalt irrender Lichtlein erblicken, und man hat ihm den Namen gegeben: I saintg, sprich I saintsch (I santi, die Heiligen), auch I Crap dei saintg (die Felsen der Heiligen).

Auch im nahen Martenthale, zu St. Cassian, in Colbera und Colfusch (Fortsetzungen des Abteithales), und um die Schlüfte des mächtigen Dolomithfelsenberges Kreuzkofl spukt der Drco. Außerdem aber läßt sich der Drco außerhalb seines Bezirkes nicht erblicken, wenn auch Sagen von ihm in den angrenzenden Gebieten häufig verbreitet sind. Bloss in das Friaulische streift er bisweilen sichtbarlich herein, und heißt dort l'Orcùl. Bei solchen Besuchen pflegte er gern Riesengestalt anzunehmen, stellte einen Fuß auf den „heiligen Berg“ (Berg mit Wallfahrtskirche bei Görz), den andern auf St. Valentin, ebenfalls eine nahe Wallfahrt, und bog sich dann nieder und trank aus den zwischen beiden Bergen fließenden Tsonzo.

Ein Zug findet sich in den Drco-sagen, der an einen ganz ähnlichen beim „wilden Jäger“ Mitteldeutschlands, im Saalthale und Voigtlande, erinnert. Man darf sein nächtliches Rufen nicht erwiedern, nicht nachahmen, sonst erfolgt auf der Stelle die Bestrafung.

## 6.

**Der Blutschink.**

Im Oberinnthale und auch noch in andern Landestheilen Tirols ist Schink soviel als Fuß, dieses muß vorausbemerket werden bei der Schilderung eines sagenhaften Ungethümes, das nur Tirol eigen ist, und auch hier nur in einer einzigen dämonischen Persönlichkeit auftritt.

Der Blutschink wird geschildert als eines der furchtbarsten Ungeheuer, so gräßlich, wie nur immer eine im ungeheuerlichen irre gehende und sich in ihm gefallende Phantasie ihn schildern kann. Auch er erscheint

\*) S. L. Bechstein: Deutsches Sagenbuch. S. 964.

in der Sage durchaus menschenfeindlich, auch er ist eine gigantische Urkraft, die sich gegen das Eindringen der Kultur, Sitte und Religion ankämpfend sträubt. Ohne Wassergeist zu sein, hatte der Blutschink dennoch seine Wohnung in der Tiefe eines finstern See's, welcher in einer schaurigen Gegend des Paznaunthales lag, das in das Stanzger Thal ausmündet, durch welches die Straße von Innsbruck durch Vorarlberg nach der Schweiz führt. Dieser kleine See lag unterhalb des malerischen Trümmerschlosses Wiesberg, nahe dem Wege, an den die Gemeinde See ihre zerstreuten Häuser und Höfe aufbaute. In Gestalt eines fürchterlichen Bären mit dräuendem Rachen entstieg allnächtlich das Ungethüm mit den blutigen Füßen der Tiefe des Sees, durchwanderte die Nachbarthäler, stumm wie der Tod, leise schwebend und unhörbar, wie ein Schatten, fiel auf sein Opfer, würgte es, und zog es mit sich fort, und in den See hinunter, wo er dessen Blut trank. Nicht selten wurden winselnde Klageöne an dem Ufer des Sees vernommen, und man sah im Mondscheine, bisweilen aber auch bei hellem Tageslichte Blutwellen auf der Seefläche aufbrodeln. Nie stillte sich der Blutdurst des Blutschink's, der nach dem Vampyrismus slavischer Sagen hinzeigt, bis die Güte des allerbarmenden Gottes dem Gräuel ein Ende machte, und durch ein Erdbeben den See sammt seinem Dämon von der Erde verschwinden ließ. Die Sage von letzterem blieb aber im Volksmunde lebendig; einestheils sank in ihr der Blutschink zum bloßen Kinderschreck herab, und in dieser Beziehung hört man ihn im Lande Tirol nicht selten nennen; andernteils glaubten und glauben noch alte Sagengläubige, daß der Blutschink keinesweges vernichtet sei, sondern sich nunmehr in andern Seen und Gewässern verborgen halte, und namentlich in den tiefen Kesseln des Inn. Der Blutschink durchstreift, so berichtet diese jüngere Sage, das Paznaunthal und die Höfe und Weiler von See, dann zeige er sich und habe sich gezeigt bei Landeck, wo der Inn in das Stanzger- oder Rosana-Thal fällt; von da wandere er bald Inn-abwärts bis gen Imst, bald in das Ober-Innthal, bis Finstermünz, halte sich besonders gern unterhalb der Pontlagger Brücke beim alten Zoll auf, die so vieles Blut fließen sah, und bei der einst der Inn völlig durch Kriegerleichen gestau't war, gehe aber selbst noch weiter in das Seitenthal des Inn, den Stillebach aufwärts, bis Nauders. Unter der Pontlaggerbrücke hat man den Dreo, der Sage nach, ebenso vor mehreren Jahren auftauchen sehen, wie zu Schönwies, das halbwegs zwischen Landeck und Imst liegt.

Die mythische Idee des Blutschink scheint in einer uralten grauenhaft gedachten Naturgotttheit zu wurzeln, und sie ist in der That der Gegenwart so fern gerückt, daß die Forschung mit derselben wenig anzufangen weiß. Die Vertiklichkeit von „See“ deutet durch ihren Grund und durch ihre Lage auf das frühere Vorhandensein eines ausgebreiteten Gewässers.

Die Kirche der zerstreuten Gemeinde, welche die unterste und letzte des 10 Stunden langen Paznaunthales ist, steht nebst noch zwei Häusern offenbar auf Seeboden, und die bis auf Stundenferne von ihr abseits zerstreut liegenden Gehöfte und Weiler, die zu See zählen, haben fast sämmtlich Eigennamen, die mit der Eigenschaft des Thalbodens im innigen Zusammenklang stehen, z. B. Moos, Gries, Feuchten, Mittersand, Mais u. dergl., nächstdem ist die ganze von dem alten Felsenschloße Wiesberg, unter dem ein oft nicht über 4 Fuß breiter, höchst gefährlicher Weg sich hinwindet, beherrschte Landschaft durch häufige Verheerungen von Lawinen oder von Wildwässern heimgesucht, zerklüftet und zerrissen. Der Tod lauert dort auf jedem Pfade und in jeder schrecklichen Art, daher ist diese unheimliche Wildniß mit zahlreichen Marteln wie mit eben so vielen Todes-Gedächtnistafeln bestanden, deren von Wiesberg bis Ischyl (Paznaun gegenüber), auf der kleinen Wegstrecke von nur 6 Stunden nicht weniger als 39 am Wege, und 11 Lawinenstriche. Schaurig genug heißt eine Stelle, wo die das Paznaunthal ungestüm durchbraufende Prizana in die Rosana fällt, welche wild durch tiefe Tobel und Klüfte bricht: „Todtenmann“. Und so darf es nicht verwundern, wenn die Schrecken dieser erhabenen, wilden Bergnatur, rauschen und tosen des Thalbaches, Windgeheul und Wiederhall, Donnergeroll der Lawinen und der Muren und Rausen polternd vom Berg zu Thale stürzende Geröllfälle und Schlammgüsse in der Einbildungskraft der Thalbewohner eine so schreckhafte Unholdgestalt, wie der Bluntschink ist, als menschenfeindlichen Beherrscher dieser Thalengen sich erschuf und fürchtete.

## 7.

**Der Klaubauf.**

Karl Simrock sagt in seinem sehr verdienstvollen „Handbuch der deutschen Mythologie mit Einschluss der nordischen. Bonn, bei Rudolf Marcus, 1855.“ S. 550: „Welcher Gott oder Heiliger in dem österreichischen Krampus, dem schweizerischen Schmutzli, bayrischen Klaubauf (J. Gr. D. M. 483) steckt, wissen wir nicht. J. Grimm erwähnt desselben eben auch nur an der angezogenen Stelle, und so wird nicht unwohl gethan sein, etwas Näheres über den Klaubauf beizubringen. Es ist derselbe ebenfalls eine Einzelgestalt der tirolischen Volksage, von Leibesform langbärtig, langnasig, langfingerig, in Urstierhaut gekleidet und die Kopfhaut sammt dem Hörnerpaar altteutonisch auf dem Haupte statt Helmes tragend. Seine Augen stieren starr auf den Weg hin, den der Klaubauf wandelt, seine Mundwinkel sind niederwärts gezogen, seine Lippen zusammengebissen; er sieht sehr verbissen aus, und wenn er nichts zu beißen hat, unterhält er sich mit zähneknirschen; bisweilen brüllt er, jedoch höchst selten, am liebsten bleibt er stumm. In ruhiger Zufriedenheit mit sich selbst schreitet der

Klaubauf durch das Land und „klaubt auf“ was er am Wege findet und für sich nutzbar hält. Er ist der plebeje Chiffonier der tiroler Dämonenwelt. Das liebste was er aufklaubt, sind freilich unfolgsame Kinder, die ohne Erlaubniß sich von ihrem Aelternhause entfernen und herumzigeunern; findet er aber am Wege ein versoffenes Bäuerlein, oder zänkische bösmäulige Weibsbilder, so steckt er auch diese in seinen ungeheuer räumlichen Sack, und trägt sie — niemand weiß, wohin. Diesen unvermeidlichen Sack nebst Stricken und Ketten, um die Widerspenstigen zu bändigen, trägt der Klaubauf beständig bei sich. Keines seiner aufgeklauten Opfer ist je zurückgekommen, und so hat auch noch niemand erfahren, was er mit denselben begonnen hat und beginnt. Die Sage schildert den Klaubauf nicht so überaus schrecklich wie den Orco und den Blutsack, er ist ein Mann, der einigermaßen mindestens zu leben weiß, und allenfalls ein vernünftiges Wort mit sich reden, aber von Bösen nicht mit sich spaßen läßt. Als Gelibatär liebt er die Einsamkeit, die Stille, und auch die gesetzliche Ruhe und Ordnung, wie einem redlichen Bürger ziemt, und wie Staat und Kirche von einem solchen zu verlangen das volle Recht haben.

Ein Gott ist der Klaubauf niemals gewesen, gleichwohl gehört er in den christlich-mythischen Sagenkreis. Er ist der nach Jacob Grim, D. M. 482, vergrößerte alte Kobold, in den beim Rückfall in das Heidenthum in vielen Landen der altgermanischen Welt das Heilige umgewandelt ward, der dem Gaben spendenden Christkind zugesellt gewesen war von der alten Ueberlieferung. Wie der Knecht Ruprecht norddeutscher Sagen, ist auch der Klaubauf nur ein Knecht, und zwar der Knecht des heiligen Nicolaus. Diesem trug bei seinen Reisen durch die Lande der Klaubauf in aller Demuth die Geschenke und Gaben für die guten Kinder nach, und sehr folgerichtig war es auch, daß nicht der Heilige, sondern sein Knecht die züchtigende Ruthe trug und das Stäubamt bei den bösen Kindern mit selbiger vollzog, auch die schlimmsten Unbände in den ungeheuern Sack steckte. Sack- und sachgemäß wurde nun der Klaubauf selbst statt des Heiligen, an dessen Namenstage, den 6. December, zum spukenden Puz, und die jüngere Ueberlieferung sahe ab von seiner altdämonischen Natur, und wandelte ihn zum Kinderschreck und Bauwau, Klas und Klawau in Bayern, um, wie mit dem Ruprecht und dem heil. Niklas auch geschehen. Junges Volk und Alte verlarvten sich in seine zottelige, härbeißige, schreckliche Gestalt, schreckten auf allen Dörfern die Kinder, strasten und lohten und trieben allerlei Poffen. Daher in Franken noch immer der seltsame Name HerrscheKlas für Herr Nikolas, und der kindliche Angstreim:

„Guter Gott, frommer Gott,  
Schlag' die HerrscheKlasen todt!“

Da es nun in Tirol früher förmliche St. Niklasspiele gab, und theilweise deren da und dort noch immer giebt, so war nichts natürlicher,

als daß bei solchen Spielen ein Klaubauf nicht fehlen durfte. Aus einem wurden mehrere, und einmal als verjüngte Gestalten uralter Volkstraditionen wieder ins Dasein gerufen, fehlten sie nicht beim Berchthspringen und nicht beim Imster Schemenlaufen, und waren in all' ihrer zerlumpten Herrlichkeit und grauslichen Ungeheuerlichkeit jenen übrigen Gestalten gefellt, welchen bei diesen Mummereien Hauptrollen zuertheilt waren und noch sind. Sonach ist der Klaubauf ein Kobold niederer Art, der „wildes und riesenmäßiges Aussehen angenommen hat“, und dessen Natur und Wesen an das der alten Riesen, Dämonen und Götter in der Heidenwelt streift, später aber bei der Umwandlung des Heidenthumes in das Christenthum auf eine niedrigere Stufe gestellt und zurückgedrängt wurde.

## 8.

### Der Viehschelm.

Auch ein Dämon der tiroler Sage, ein sehr gefürchteter, und dem Lande ganz ausschließlich eigenthümlicher. An den Viehschelm wurde noch vor sechzig bis siebenzig Jahren sehr stark geglaubt, und zahlreiche Mittel wurden gegen diesen verderblichen Feind des Landvolkes in Anwendung gebracht.

Der Viehschelm erschien, wenn er sich sichtbar zeigte, was jedoch sehr selten geschah und heutiges Tages gar nicht mehr geschieht, entweder in Gestalt eines unheimlichen schwarzen Mannes, oder in der eines schwarzen Stieres, eine Gestalt wie die andere voll zottiger Haare. Die Stiergestalt war nur zur Hälfte voll und füllereich, Hinterleib und Hinterfüße waren schlotternde Nasenknochen, von einer über dieselben hängenden Haut überdeckt, welche beim Sehen rauschte wie's Wildg'fahr, und so erschien denn dieses grause Gethier halb lebendig und halb ein krepirtes Aas und stank wie der Drco.

Die Gegenden, in denen der Viehschelm vorzugsweise als heimisch galt, waren der Sonnenberg ob Naturns im Vintschgau, und dann die Ufer der Etsch, ebenso die Alpen des Unterinntales gegen Bayern hin, und in dem Bezirk um Thiersee.

Viele, die ihn nicht sahen, hörten ihn schreien, und das Schreien des Viehschelms bedeutete jedesmal, so oft es vernommen wurde, ein großes Unglück, und zwar kein anderes als ein Viehsterben.

Wenn dieses unbeschreibbar graufige Stiergebrülle des Nachts erscholl, befiel banges Entsetzen die Landleute, denn nun war die schreckliche Rinderpest, der Milzbrand, in Tirol der „fliegende Brand“ genannt, im Ausbruche, und nun wurden alle möglichen Mittel angewandt, das Unglück abzuwenden, Gebet und Räucherung, geweihtes Salz und geweihte Kräuter, Dreißgenkräuter und Weihbrunnen; aber Kreuze und Segnungen, Bann und Spruch fruchteten häufig wenig oder gar nicht.

Nachdem die Aufklärung durch Geistliche und Aerzte sich ein Jahrhundert lang redlich bemüht hatte, dem Volke zu beweisen, daß es keinen Viehschelm gebe, schwand allgemach der Glaube an einen persönlichen Dämon dieses Namens im Volke, aber unaustilgbar lebt an ihn die Erinnerung, und man kann alle Tage einen Bauer sagen hören, wenn ihm ein Stück Vieh bedenklich erkrankt: „i moan de Kua hat d'n Viehschölm“ — und aller Aufklärung ungeachtet schreiben noch viele im Volke die schreckliche Krankheit des Milzbrandes, wenn auch nicht mehr einem spukend umgehenden Dämon, so doch der Verzauberung, Vermeinung, Verneidung zu, und daß durch solche das Uebel dem Vieh, das Unglück ihnen „angethan“, „angewunschen“, „angepiffen“ sei, lauter Formen des Volksaberglaubens, die unten an ihrer Stelle erläutert werden, wo auch die zahlreich gegen den Viehschelm angewendeten magischen Mittel und Segensprüche zum Theil mitgetheilt werden, wie die alten und höchst seltenen „Zweifsbücher“ sie getreulich aufbewahrt haben.

Wie sich die Riesen der ältesten Mythe allgemach in den Sagen des Volkes gefallen lassen mußten, im verjüngten Maßstabe zu erscheinen, so ging es auch den ursprünglichen dämonischen Unholden, ihre Wesenheit wurde auf lebende Menschen übertragen, und die Bezeichnung Unhold in diesem Sinne bedarf keiner Erläuterung.

## V.

## Oertliche Sagen von Holden und Unholden.

## 1.

## Die Gömnacht-Perchtl zu Kögelern.

Hoch im Alpbachthale liegt ein uralter und von Sagen umklungener Bauernhof, die „Höhenblaiten“ (Höhenblaitke) benannt, dort wurde folgendes erzählt: An einem Heiligdreikönigsabende kam einmal die Perchtl auf den Kögelern (auch ein Bauernhof). Der Knecht des Höhenblaitner Bauern, der just auf dem Kögelern sich befand, nahm ihr Herannahen wahr, und versteckte sich hinter den Backrand (Bactrog), neugierig zu sehen, was die Perchtl denn eigentlich beginnen werde. Die Perchtl kam mit der zahlreichen Schaar ihrer Kinder gezogen, auf dem Tische stand Essen, das vor sie hingesezt war, wie man fast in allen Höfen zu thun pflegte, und gleich merkte die Perchtl die Anwesenheit des unberufenen Lauscher's, der aus einer Klafz (Klause, Spalt) lugte, und sprach zu einem ihrer Kinder: Gehe hin und verschoppe (verschließe) jene Klafz. Da kam das Kind und blies in die Klause, und alsbald ward der Knecht stoßblind, und blieb es und wußte

seiner Noth kein Ende und keine Hülfe, denn kein Augendoktor vermochte ihm das verlorene Augenlicht wieder zu geben. Da rieth ihm endlich ein alter erfahrener Mann, am nächsten Gömnachten sich wieder auf den Kögelern führen zu lassen, hinter dem Backgrund niederzuknieen und seine Neugier ernstlich zu bereuen.

Dieses that er, und die Perchtl kam abermals mit dem Kinderheer und nahm von der zurückgelassenen Speise und sprach zu einem Kinde: Gehe hin und thue dem Mann seine Glasle (Gläser, Augen) wieder auf. Da kam das Kind und blies dem Knecht durch die Klaß ins Gesicht, und da wurde er wieder sehend, von der Perchtl und ihren Kindlein aber sah er nichts, das Essen jedoch war vom Tische verschwunden.

Im Orte Albpach lebt ein altes Mütterlein, das pflegt noch stetig am Dreikönigsabende für die Perchtl und ihre Kinderschaar Nudle auf dem Tische zurückzulassen. Oft schon ward die gute Alte deshalb von dem jungen aufgeklärten Volke verlacht, das sich gewaltig breit machte mit seinem Wiß und seiner „Intelligenz“, wie sie's nennen, die Alte hat aber immer zur Antwort gegeben: Lacht nur zu! Ich bin mit meinem alten Glauben weiter gekommen, als ihr. Sehet zu, ob ihr auch dahin kommt und es auch dahin bringt.

## 2.

### Die Gömnacht-Perchtl zu Hechenblaiten.

Ein Sohn des Hechenblaitner Hofbauern kam einst spät in der Gömnacht nach Hause und führte sein Roß zur Tränke; da sah er die Perchtl mit dem Kinderheere über den Hof und vorüberziehen; alle Kindlein trugen weiße Hemden, als ein Zeichen ihrer Unschuld, und das Hemdchen des letzten Kindes war etwas zu lang, daher trat das Kindlein immer hinein und war in seinem Gange gehemmt. Da rief der Knecht: Huderwacht hint'nach! Geh her, i will dir das Hemat (Hemde) hinaufbinden — und das Kind kam auch, und der junge Bauer nahm ein Strumpfband und band dem Maidlein das Hemdchen hinauf; das Kind aber sprach: Jetzt dank' i Dir schön, jetzt hab' i einen Namen! und verschwand. Und da drehte sich die alte Perchtl auch um, die schon ein gutes Stück voraus war und rief: Hab Dank, Bueb, daß Du den armen Huderwacht durch Namengebung derlöst hast! Und dafür sollt ihr auf dem Hofe hier gesegnet sein bis ins neunte Glied und auf den neunten Stamm! und damit zog sie von hinnen. Das Wort der Perchtl aber wurde zu eitel Segen; das Getraide trug schwerer, üppiger wurde der Wieswachs, das Vieh mehrte sich in den Ställen, der Viehschelm konnte niemals Macht über dasselbe gewinnen, und das blieb lange Jahre so, und der Segen erbte fort von einem Erbsohn auf den andern. Beim neunten aber wendete sich das Glück. Dieser hieß Franz, und ob schon er eine reiche Dirne gefreit hatte, kam er in seinem Haus-

wesen doch merklich zurück. Da kam 1809 der Bayerkrieg gegen Oesterreich und Franz Hechenblaikner zog als Schütz mit aus gegen den Feind seines Vaterlandes und seines Kaisers. Es gedenkt noch dem Ahndl des Wirths in Bruck, wo das Zillerthal in das Innthal ausmündet, wie der Franz sich noch ein Glas Brantwein geben ließ und zu einigen Kameraden sagte: Ist gang i und hol mir auch a Paar Feind'! — und wie er über Straß hinausging in das Zillerthal, das aber die Bayern schon besetzt hielten und niemals lebend wiederkehrte. Wohl schöß der Franz auf die Bayern, aber diese schossen auch auf ihn, er wurde getroffen, verwundet, gefangen, niedergestossen und in die Ziller geworfen. Lange blieb sein Leichnam an der Zillerbrücke hangen. Die Wittwe des letzten Hechenblaikners hatte nur Töchter zu Kindern; ihr Hauswesen verfiel immer mehr, und zuletzt ging der früher so stattliche Hof ganz in fremde Hände über.

Da haben gar lange die Leute gesagt: Die Berchtl, ja die Berchtl, die hat's weit vorausgesehen.

## 3.

### Der rasche Zug der Berchtl.

In der Nähe der Signa (Sign=Äue) bei Reit oder Reut, da wo das Alpbachthal anfängt, hat man zum öftern in der Gönnaht vom Zulehen-Hof durchs Hechenblaiknerfeld hinauf die Berchtl mit den Kinderln schreiten sehen.

Dort wird eine der vorigen ziemlich ähnliche Sage erzählt. Ein Bub vom Zulehen-Hof sah den Zug, war aber gar keck und hob der Berchtl selbst einen Fegen ihres zerlappten und zerlumpten Rockes, der nachschleifte, in die Höhe, indem er ausrief: Hudawachtl hint'nnach! — Indem der Bub diese wenigen Worte sprach, war die Berchtl, die so langsam zu schreiten schien, schon weit hinter Alpbach hinaus und schritt übers Hödl, am Thierberg hinauf zum Uebergang nach Thierbach. Der Bub wischte sich die Augen und konnte kaum glauben, was er sah, es war aber doch so. Und von der Signa bis zum Hödl sind nahe an drei Stunden Weges, die war die Berchtl während der zwei Worte gegangen. Das Wort „Hudawachtl oder Huderwachtl“ würde hochdeutsch „Haderwackel“ lauten. „Huder“ sind alte Hemden oder sonstiges Gelumpe, und „wackeln“ steht für „wehen im Winde“.

Des Kindes Dank in der zweiten Sage hat die tiefe Bedeutung, daß es nun, weil es, wenn auch nur einen Scherznamen, doch einen Namen erhalten, so glücklich war, aus der Reihe der „ungetauften“, folglich „namenlosen“ Seelen zu scheiden, wodurch es Gott „vom Mund auf in den Himmel“ aufnahm.

### Der Unschuldigen-Gottesacker.

Zu Reit, dem Pfarrorte der äußeren Thalhöfe im Alpbachgrunde, durch den der Alpbach vom Plakner-Joch herunterrollt, befand sich bis vor nicht allzulanger Zeit neben dem großen Friedhof noch ein kleiner, kaum von der Größe eines länglichen Saales, der wurde der „Unschuldigen“-Gottesacker genannt, weil auf ihm ausschließlich die ohne Taufe verstorbenen Neugeborenen begraben wurden. Solcher Friedhöfe gab es auch in vielen andern Dörfern. Den Einwohnern war es aber gar ein großer Schmerz, wenn sie ein Kindlein so schnell verloren, daß es nicht die heilige Taufe oder doch mindestens die Nothtaufe empfangen konnte. Daher wurde in der Regel alles aufgeboten, selbst einem schon halbtodten Kinde noch die Segnung der heil. Taufe und einen Namen angedeihen zu lassen, und Doctoren wie Hebammen wurden hoch belobt und belohnt, wenn es ihnen gelang, dem fliehenden Leben eines solchen Kindes noch die kurze Frist zu geben, damit es nur auf dem großen Gottesacker begraben wurde.

Auf einem Bauerhose wurde auch ein Kind geboren, das wenige Stunden nach der Geburt in Krämpfe fiel und dem Verschleiden nahe kam; die Hebamme aber war bereits wieder nach Reit hinunter und ebenso weit wohnte der geistliche Herr. Wenig weiter war es nach Alpbach, und dort hielt sich just damals ein Wunderdoctor auf, in der Absicht, den Haselwurm zu fangen. Selbiger Mann war weit und breit berühmt, und so wurde ein Bote nach ihm entsendet; bevor er aber kam, verschied jenes Kind. Die betrübten Aeltern lebten jedoch des festen Glaubens, der Wunderdoctor vermöge durch seine Kunst dem Kinde dennoch auf so lange Lebensfähigkeit zu verleihen, bis daß die Nothtaufe an letzterem vollzogen sei, und dazu genügte es, wenn das verstorbene Kind nur ein Glied bewegte oder nur einige schwache Athemzüge that.

Wie der Wunderdoctor kam, rühmte er sich auch gleich seiner großen Künste und zählte an den Fingern her, wie viele Kinder er schon dem „Unschuldigen“-Gottesacker entrissen und für den großen „gerettet“ habe, darauf begann er seine Kunst an dem todten Kinde mit anhauchen, streichen, kneipen und murmeln von Zaubersprüchen, wobei er endlich die Aeltern aus der Stube gehen hieß und ganz allein beim Kinde gelassen zu werden verlangte.

Als nun alle hinausgegangen waren, so sah der Doctor mit einem Male ein uraltes Mütterlein sich ihm gegenüber stehen, das hatte ein Gesicht wie Spinnewebe so grau und aschenfarbig, und schneeweißes Haar. Erst wurde der Doctor unwillig, daß seinem Befehle nicht vollständig Folge geleistet worden war, und gebot der Alten sich aus der Stube hinaus zu den andern zu scheeren, denn er hielt sie für eine Urahndl. Aber die Alte

wich nicht und wankte nicht und zuckte mit keiner Wimper, und nun überkam den Doctor ein Grausen. Und da sprach die Alte: Phraschl, dös Kind, der arme Wurm, ist mein, bekümmere Du Dich um Deinen Wurm! Und streckte die Hände aus und faßte das Kind und verschwand mit ihm, und das ist die Perchtl gewesen, die hatte schon bereits des Kindes Seele und trug nun selbst den kleinen Leichnam zu Grabe hinunter nach Reit auf den Unschuldigen-Gottesacker. Der Wunderdoctor aber wanderte, von Verwünschungen begleitet, gen Alpbach hinauf, und rühmte sich niemals wieder, gestorbene Kinder lebendig machen zu können.

## 5.

### Das Kind der Jangg.

Zu Flies war eine Dirn in Dienst, die täglich mehr arbeitete als zehn andere zusammen, und stark war sie wie ein Riese. Aber ihren Namen sagte sie niemand; sie betete nie, und wußte nichts vom Christenthum, und trotzdem, daß man sie belehren wollte, faßte sie nichts auf. Das schmerzte den Bauer und die Bäuerin wohl, aber weil sie sonst brav war, behielt man sie von Jahr zu Jahr im Dienst.

Zur Michaelizeit ging der Bauer mit der Dirn auf den Imster Markt, zwei Ochsen und ein Kalb mußte sie treiben helfen, aber bei der Schönwieserbrücke schickte er sie wieder heim.

Da lief sie nun ohne zu rasten und etwas zu essen über den Kronburger Schloßberg,ammerberg und Eichholz nach Haus, daß die Leute staunten, weil dazu andere Kräfte erfordert werden, als bei gewöhnlichen Menschen.

Der Bauer verkaufte Ochsen und Kalb sehr gut und ging dann den Weg über den Pillerberg\*). Wie er hinunterstieg durch den Bannwald, das Ochsenjoch der verkauften Dechlein über der Schulter, und fast in der Mitte war, rief eine ungeheuer laute Stimme aus dem Walde heraus: Jochtrager! Jochtrager! sag der Stuzza-Muza, d'Hoachrinta sei toad!

Drauf war wieder alles still. Das machte ihn nachdenken, und als er heim kam, saßen Weib und Dirn gerade beim Mußessen, er warf sein Joch ab, wischte sich den Schweiß von der Stirne, und erzählte das im Bannwalde erlebte Abenteuer. Wie ihm die Rede entfuhr: Sag der Stuzza-Muza, d'Hoachrinta sei toad! so sprang die Dirn mit dem hellen Geschrei: D'Muota, d'Muota! empor, ließ alles stehen und liegen, und lief dem Bannwalde zu. Niemals wurde sie mehr gesehen.

Bald verbreitete sich die Nachricht, daß die Stuzza-Muza statt ihrer Mutter nun im Bannwalde hause, und das Geschäft der Alten, Kinder stehlen und fressen und dergleichen, fleißig fortsetze.

\*) Auch Bühlerberg. Der Name bedeutet so viel als Heuschaber.

### Stuz-Färche.

Zwischen Landeck und Ladis am rechten Ufer des Inn liegt der berühmte Fanggen-Urwald im Urgenthal. Ein Hirt von der Fißeralp, von Weiler Urgen geboren, suchte in dem wilden Thale ein verlorenes Stück Vieh und fand ein ganz behaartes Kind, und zwar ein Madl (Mädchen). Er nahm es mit sich, erzog es und gebrauchte es dann später als Magd. Es lernte zwar sprechen, von religiösen Dingen wollte es aber nie etwas hören, und war am liebsten im Walde. Einmal gingen zwei Männer von Urgen durch den Gebirgssteig an der Gränze des Urwaldes. Da tönte es aus dem Dickicht der Tannen rauh und gebieterisch in ihre Ohren: Saget der Stuz-Färche (Föhre) die Rohrinde sei gefällt und todt! Die Männer staunten, wußten die Worte nicht zu deuten, eilten aber schnell durch den finstern Waldgrund nach Hause. Einer davon, ein Freund vom Bauer, bei welchem das gefundene Mädchen diente, erzählte dieses so laut, daß es dasselbe in der Nebenkammer hören konnte, wo es eben war. Da fängt die Dirn an zu schreien und zu heulen und zu jammern, und lauft eilig der Urgenwildniß zu, und ist nie mehr gesehen worden.

Man hatte damals einige Urbäume zum Straßenbau gefällt und will den Tod der Rohrinde mit dem Baume in Verbindung bringen. Später wurde der Wald gänzlich niedergehauen, und alle Fangginnen waren verschwunden.

### Nutschifengga.

Im Vorarlberg, und zwar in dem schönen, grünen, kirschenbäume-reichen Montafonthale wohnten vordessen auch Wildfanggen, und ebendasselbst gab es auch Bergzwerge, die wohnten im Klosterthale am Arlberg, und hatten ein Fanggenkind gestohlen, und es nach Pruz (Ladis gegenüber, zwischen Flies und Nied) in das Wirthshaus gegeben; weshalb das geschehen, erzählt die Sage nicht, auch läßt sie zweifelhaft, ob jenes Kind wirklich ein Fanggen- oder ein Zwergenkind war. So aber wird erzählt: Dim Wirth z'Proß ist a Nutschifengga=Maiggi Magd ghy. Ist amol an Fuhrma mit sim Roß uffem Tirol uf da Arlberg ko, und wie er uffem Berg stoht, hört er vo witem rüefa: Jochfahrer, Jochfahrer, säg wenn da ga Proß kümest, d'Rohrinda söll heemko, Urhanns sei gstarba! Der Fuhrma hot g'lueget und g'loset wie nürsch, denn er hot i sim ganza Leba nünt von ara Rohrinda ghört gho. Won er due ga Proß ko is, kehrt er im sullen Wirthshaus i, und verzellt, was em uffem Arlberg bigegnet sei. D's Wirtha Magd loset und loset, und lauft uf und davo, und vo der Stund a hot ma nünt meh vom bruhooriga Nutschifengga=Maiggi meh gseha.

### D' Wildg'fahr bei Bóran.

Der Moar (Meier) in Bóran, ob Meran überm Etschthal und an dessen linkem Ufer auf sonniger Halde gelegen, erzählte, daß er zum östern in früherer Zeit eine Wildg'fahr gesehen habe, und zwar in Gestalt eines feurigen Schweines mit sehr langem Rüssel und von ungeheurer Größe, und der Schwanz sei so lang gewesen wie ein Wiesbaum. Sein Nachbar, der „Matthias Bögger“, der alte Gemeinbediener, der vordessen schon in den neunziger Jahren bei Martinsbrugg an den Schanzen arbeiten half, und bei den Schützen stand, habe ihm, dem Moar, derzählt: Vor etwa dreißig Jahren ging ich durch das Bóraner Larchthal; es war schon Abend und die Nacht brach herein. Ich trug mein Schießgewehr, eine Vogelflinte, über der Schulter, und ging furchtlos meines Weges, denn ich war damals schon wohlbestellter Diener löblicher Polizei, oder eigentlich die Polizei selbst und in corpore, denn es war niemand im Orte, der mir befahl. Als ich zur Unterweger Göttsch hineinkam in einen sumpfigen schauerlichen Ort, da wurde auf einmal alles licht, und wie der Blitz fuhr gegen mich eine feurige Gestalt wie ein Fack (Schwein), das den Rüssel aufgesperret hatte; da ich sah, daß es ohne weiteres nach mir ging, griff ich nach dem Schießgewehr, aber im Schrecken und von der ungemainen Schnelligkeit verhindert, sah ich nur noch einen Schweif nachziehen in Form von einem Fichtenbaum. Wie ich dann so da stand, die Flinte in den Händen und schlotternd, da hörte ich bald darauf einen Lusch (Knall und Säusen von Wind) und wie mir schien, in dem sogenannten „Wendl Joch“ ob Pauls. (St. Paul am rechten Etschufer.) Und so ist die Sage, wenn die wilde Fahrt gehe, so stoße sie im Gebirge an, daß es schnallt. Oft hört man da noch ärgeren Lärm, gerade als ob Hunde dabei wären und heulende Geister, das nennen die Leute die rechte Wildbejagd, die findet im Advent statt.

### D's Wildg'fahr entführt ein Kind.

In Wildschöbrau, welches auch Wilttschenau geschrieben wird, und in einem Seitenthale des Inn an dessen rechter Seite liegt, geschah es vor vielen Jahren, daß ein Paar Bauersleute zeitig am Tage an die Arbeit gehen mußten, ja sogar noch ehe es tagte. Sie eilten sich sehr, und ließen ihr einziges Kindchen schlafend zurück, in der Meinung, daß die Mutter am Morgen, wenn es Zeit für das Kind sei, aufzustehen, wieder zurückgekehrt sein werde. Aber das Kind wachte sehr bald von selbst auf, und da es sich allein fand, so begann es sich zu fürchten, und heulte und schrie, und lief aus dem Hause, um den Aeltern nachzulaufen, ungewaschen und

ungesegnet. Dadurch aber war das Kind in die Macht der menschenfeindlichen Dämonen gegeben, und unversehens fuhr die Wildg'fahr, die wilde Jagd, oder wie die Leute um Wildschönau sagen: „das wild' Gejaid“ herzu, faßte das Kind, hob es in die Höhe, wie ein Wirbelwind das leichte drehende Heu, und setzte es, nachdem das Kind schwebend und in Todesängsten über das Thal der Kundler Ache hinüber geflogen war, jenseit dieses Thales auf einer Bergmatte über Thierbach, glücklicherweise ganz unversehrt, wieder auf den Boden nieder. Das geschah in den siebziger Jahren, ist also nun bald hundert Jahre her.

## 10.

### Die Wildg'fahrhöhle am Sonnenberge.

Ueber Naturns, am linken Ufer der Etzsch und ohnfern von Meran gipfelt sich der Sonnenberg hoch und kahl und öde in die Wolkenhöhe, doch sind, bevor die steilen und schier unzugänglichen Felsen beginnen, heitere und glücklich gelegene Gehöfte zu erblicken, die sich in der grünen Region des Sonnenberges angesiedelt haben, z. B. Schnaz, Gruas, Ginkl, Galmai u. A. Hoch über diesen Gehöften aber geht ein gähnender Höhlenspalt zu Tage, wie am thüringischen Hörseelenberge, dem Schauerfih des wüthenden Heeres. Dieses Berg- und Zwergloch heißt zwar das Vorggenloch, aber es zieht auch das Wildg'fahr dort aus und ein mit gräulichem Getöbn und Getöse, und rauscht, wie mit gedörreten Häuten.

Viele wollen den nächtlichen Spuk gehört und gesehen haben. Wer auf bösen Wegen wandelt, wer mit schlimmem Vorsatz sein Haus zur Nachtzeit verläßt, oder als übervoller Trunkenbold heimtorkelt, der ist dem Spuk des Wildg'fahr verfallen, und wehe ihm, wenn das Spukheer ihn antrifft und mit sich fortreißt.

Das Vorggenloch ist eine fast 2 Klafter tiefe, inwendig wie glatt gemeißelte Höhle von Gneis; es ist überaus verrufen und Nachts wagt sich niemand in seine Nähe.

Am nächsten von den dort umher liegenden Gehöften ist dieses Loch dem Hofnerwaldgute gelegen, welches der Name eines bedeutenden Bauernanwesens ist. Nächst dem Wildg'fahr ist das Vorggenloch noch von einem unheimlichen Schreckniß bewohnt, und das ist die Todtenkopfspinne, eine Spinne, so groß wie der Schädel eines neugeborenen Kindes und einem weißbraunen Menschenschädel auch täuschend ähnlich, so daß, wer ihrer ansichtig wird, alsbald vor Entsetzen den Geist aufgibt, oder aber den Verstand verliert. Die Todtenkopfspinne ist ein noch völlig ungelöstes Räthsel in der heimischen Mythe, und niemand weiß, in welcher geheimnißvollen Beziehung dieselbe zum Wildg'fahr oder zu den Vorggen steht. Grausenhafter Spinnensagen giebt es noch mehr im Lande.

## 11.

**Schutz gegen d's Wildg'fahr.**

Zu hinterst in der Riß, einem Thale, dessen unterster Theil zu Bayern, dessen ganzes oberes Thalgebiet zu Tirol gehört, geschah es, daß ein alter gesetzter Mann einst im nächtlichen Dunkel seines Weges dahin schritt und zwar auf einem Pflichtgange, welches gar ein trefflicher Schutz ist gegen allerlei bösen Geisterspuk. Mit einem Male hörte er ein Geseife wie von Schlangen, dann Raubvogelgeschrei, dann Hundegebell und Katzenmiauen, Gewieher von Rossen und zahlloser gespenstiger Jäger Hallo- und Hurrah-ruf und Peitschengeknall, und über des Mannes Weg hin zog das Wildg'fahr mit allen seinen Schrecken im lange andauernden Zuge. Der Mann warf sich bei Zeiten auf den Boden nieder, streckte seine Gliedmaßen kreuzweis und betete mehr als ein Vaterunser. Tausend fuhr es über ihn dahin, wie Windsbrautwehen und Sturmstoß auf Sturmstoß, und so stark war der Luftdruck, daß dem Manne war, als drücke ihm eine Eisenhand das Angesicht so recht fest auf den Boden, daß er zu ersticken befürchtete, und als er sich, nachdem es endlich stille geworden, scheu und schüchtern erholte, thaten ihm alle Rippen weh und es war ihm, als habe er die Last einer Welt auf seinen Schultern getragen.

## 12.

**Von der Heimath des Drco.**

In der Landschaft Enneberg liegen die Orte St. Martin und St. Leonhard, letzterer vorzugsweise Abtei geheißen, zwischen beiden ist der Hauptort Wengen gelegen, der dem Wengenthal (ladinisch Val Marubio) den Namen gab. Wengen selbst besteht indeß nur aus wenigen Häusern und der Kuratie-Kirche zum heiligen Genesius, welcher Heilige ein römischer Histrione war, und zum Schutzpatrone der Schauspieler erkoren wurde, nachdem er ein qualvolles Martyrerthum erlitten hatte. Sein Kirchlein steht hoch oben am Berge und nimmt sich sehr romantisch aus. Eine halbe Stunde von da liegt in todöder Einsamkeit das Schwefelbad Rumunslung, auch Rumaschlung geschrieben. Dessen Quelle ist der Ausgangspunkt des Drco, dort stieg er zuerst aus der schwefelflammenden Unterwelt herauf, in diesen schauerlichen Gebirgswinkel, von wo aus er nun sich zum Gebiete des Gaderthales, des Gröbnerthales (Gardena ladinisch), des Ampezzothales und der benachbarten Thalschlüfte und hohen Böcher machte. Der „Höllensteiner Paß“ und das gleichnamige Thal sind ihm Lieblingswohnsitze, sie erinnern den Drco an seine Abkunft. Und rings umher lagert und starrt eine Welt von Dolomitsäulen und Kalkfelsentrümmern gleich Häusern und Thürmen, wie eine versteinerte, verzauberte und durch einen der Hölle entfliegenen Dämon verödete uralte Stadt.

### Der Orco zeigt sich in Enneberg.

Der Wirth Anton Trebo in Enneberg, welcher im Jahre 1853 gestorben ist, war ein fester entschlossener Mann und als „Robbler“ überall wohl bekannt. Er war tüchtig im Geschäfte und unternehmend; daher belachte er in seinem Hause die Gäste laut, wenn sie von dem Orco etwas erzählten, von jenem gewaltigen Gebirgsgeiste, der alle Leute dortiger Gegend zu fürchten machte. Er glaube an keinen Spuk, komme er von oben oder von unten, pflegte Anton Trebo zu sagen.

Es war im Jahre 1825, als er vom St. Lorenzner Markt mit Pferd und Wagen mit seinem Sohne Franz nach Enneberg heimfuhr. Als er zu den Felsen „delles grazies“ (Gnadensfelsen) kam, wo in den Felseneinschnitten und Höhlungen überall viele geschnitzte Heiligenbilder und Christus am Delberg hingestellt sind, — just wie er dort vorbeizog, war auf einmal ein ungeheuer großer schwarzer Hund da, der um Wagen und Kasse lief und so wild und teuflisch dreinschaute, daß es den sonst muthigsten Robbler fast erschreckte. Da sagte er zum Sohne: Was macht der Hund da? jag' ihn weg! (Anton Trebo selbst fuhr und hatte das Pferd im Zügel.) Der Sohn wollte den Hund fortreiben mit Schlag und Steinwurf; dieser ließ sich jedoch nicht verjagen. Nun machte Trebo das Kreuzzeichen und auf einmal verschwand der Hund vor ihren Augen.

Seit diesem Abenteuer glaubte der Ennebergewirth fest, daß es wirklich der Orco gewesen sei und blieb der lebhafteste Vertheidiger vom Vorhandensein des Orco.

Der Franz ist jetzt an der Stelle des Vaters Wirth und ein Bruder wohnt bei ihm; ein anderer Bruder ist der würdige Pfarrer von Lüssen bei Brixen.

### Der Orco in Buchenstein.

Im Jahre 1816 ging eine brave Bäuerin von Brenta in Buchenstein, Maria Vinazzer mit Namen, mit ihrem Sohne, der 9 Jahre alt war, dem von der Alpe Crontrin heimkehrenden Vieh entgegen. Es war ein schöner Herbsttag, und desto fröhlicher gingen sie vorwärts, weil sich der geachtete Pfarrsänger Lazar an die zwei Wandernden angeschlossen hatte. Als sie zwischen den Zaunwegen vorwärts wollten, trappte auf einmal ein wilder Gaul vor ihnen her, der wie aus dem Boden gewachsen da war, und von dessen Hufen beim Auftreten rundum Feuerfunken sprühten.

Der Bub, ein frischer muthiger Buchensteiner, warf mit Steinen auf den Gaul; aber es war, wenn er traf, als ob er auf einen Stein würfe;

der Saul ließ sich nicht vertreiben und trappete, Funken schlagend, immer vor den Wanderern her.

Dieses sonderbare Erscheinen und Gebärden ließ die Mutter sogleich sagen: das ist sicherlich der Drco, der wird das Almwieh beim begegnen gewiß auseinanderstöbern, wie er oft thut, daß es sich verläuft und über die Felsen und Klippen fällt.

Sie bekreuzte sich, wie auch der Pfarrsänger, dem Sohne machte sie ebenfalls das Kreuzzeichen und sprach ein stilles Gebet.

Jetzt kamen sie zum Kreuzweg Livine, wo ein Kreuzfixir steht, und sobald der Drco nahe daran war, verschwand er, wie er früher vor ihren Augen aufgetaucht war, auf unbegreifliche Weise; denn er sank nicht in die Erde und flog auch nicht fort; es war, wie wenn eine Seifenblase zerplatzt.

Alle drei standen und beteten nun einige Zeit am Kreuze; bald kamen die heimkehrenden Alpenthiere lustig einher und freudig sprach die fromme Mutter: Siehst Du mein Sohn, wer mit Gott ist, der ist überall geborgen, und kein Drco und kein anderer Höllengeist kann an ihn kommen.

## 15.

**Der Drco in St. Kastian.**

Von St. Kastian ging einmal ein junger Bursche Abends auf einen entfernten Hof, um seine Braut zu besuchen. Es fing schon an zu dunkeln. Da hörte der Bursche von ferne den Drco einzelne Rufe thun; er aber ging seinen Weg still fort.

Auf einmal sah er einen kleinen Wagen vor sich über den Weg fahren, woran vier Katzen gespannt waren, darin aber saß der Herr Niemand, d. h. ein unsichtbarer stets schadenfroher Dämon. Da stutzte der Bursche, begriff nicht was es sei und ging weiter.

Mit einem Male kommt ein großer schwarzer Hund daher mit glühenden Luchsaugen, der immer größer aufschwillt, je näher er kommt. Das ist Drco, denkt sich der St. Kastianer, bekreuzt sich, kehrt um und läuft heim. Der Hund hüpfte und sprang beständig hinter ihm her, an drei Viertelstunden weit und hatte eine, eine halbe Elle lange feurige Zunge aus dem Mache heraushängen. Sein Geifer, der zur Erde fiel, flammte blau, wie brennender Schwefel und erfüllte die ganze Gegend mit entsetzlichem Gestanke. Der Fliehende erreichte zwar ungeschädigt sein Haus, aber er hatte seine Lunge so sehr angestrengt, daß er fast immer krank und siech blieb, bis der Tod, der nicht lange auf sich warten ließ, ihn hinwegraffte.

Die Katzen, welche den leeren Wagen quer über den Weg fuhren, sollen nach der Meinung mehrerer Hexen gewesen sein, an denen in daziger Gegend kein Mangel.

### Drco als Kugel.

Einst gingen zwei junge Buchensteiner von Ornella aus, wo sie wohnten, in einer Nacht, welche licht und heiter war, hinüber in die Nachbarschaft, um ihren Geliebten einen Besuch zu machen, was man „fensterln“ heißt. Kaum waren sie aber im Freien, als sie auf einmal hinter sich den riesigen Drco verspürten. Er schreitet ihnen erst ruhig nach, wie sie aber zu laufen anfangen, verwandelt er sich in eine Riesenkugel, läuft ihnen nach, hoppert bei den größern Steinen am Wege hoch auf und rottelt und kracht und ist schon so nahe an ihrem Leibe, daß sie in jedem Augenblick zermalmt zu werden fürchten. — Jetzt springen die beiden Verfolgten angstvoll über den Feldweg abwärts zum Flusse und Dorfe Balazzo, dann über ein Zaungitter (Gatter), zu dessen öffnen keine Zeit ist, fallen an einem großen dort aufgerichtet stehenden Kreuze fast zu Tode gehetzt zu Boden und halten den Kreuzesstamm umklammert.

Der Drco aber steht am Gitter, jezt in wilder Menschengestalt, welche die Entsetzten vor Schrecken nicht näher betrachten, folglich nicht beschreiben konnten, und schlägt mit seinen Händen auf den Querbalken desselben, daß man die Hände und Finger viele Jahre hindurch sah, fast so, als ob sie hineingebrannt gewesen wären, bis das Holz verfaulte und ein neues Gitter gemacht werden mußte. Dann verschwand der Drco mit furchtbar eklem Gestanke.

Immer noch steht das rettende Kreuz an der gleichen Stelle.

### Ein Bauer vom Drco entführt.

Durch den langen Plaiswald ging einst ein junger Bauer von Enneberg auf dem neu hergerichteten Wege lustig dahin. Da hörte er weit innen im Walde ein Paar laute Juchzer und vermeinte, es seien Holzfäller. Nach Landesitte wollte er ihnen antworten und jauchzte auch ein paarmal und zwar accurat so, wie er es gehört hatte. Aber da fiel ihm mit Schrecken bei, das könnte der Drco gewesen sein — und in dem Augenblicke hörte er ihn schon ganz nahe, denn der Drco kommt, wenn man ihm nachspottet, blißschnell daher. Der Bursche wollte davonlaufen, aber er war wie gelähmt; es wurde ihm schwarz vor den Augen und er fiel besinnungslos nieder.

Am andern Tage wachte er in den Wäldern von Wellschellen zu höchst oben auf dem Berge auf, und es ward ihm klar, daß ihn der Drco hinauf entführt habe, obgleich die Wellschellen-Wälder drüben lagen über einer furchtbar breiten und tiefen Schlucht, in welche ihn vielleicht der Drco hineingeworfen hätte, wenn der Bauer ein gottvergessener Gefelle gewesen

wäre. Indessen brachte er mehrere Beulen und Kratzer im Gesichte mit heim, und der Drco hatte ihn darmaßen zerzauset, daß er ihm all sein Lebtag nicht wieder nachjuchezte.

Der Weg, den ihn der Drco geschleppt hatte, beträgt gute zwei Stunden.

## 18.

**Klaubauf Nurbur.**

Im Dorfe Hötting spukt der Klaubauf, wird aber dort vom Volke nicht anders als Nurbur genannt. Er wohnt in der „Höttinger Klamm“, welche ein furchtbares Felsgeklüft ist. An einer Stelle neigen sich die Felsen über den zwischen ihnen hindurchziehenden Weg im Bogen gegeneinander, wie ein gothisches Gewölbe, so daß der Weg ganz dunkel wird. Dieser Engpaß führt den seltsamen Namen „die Hundskirche“. Der Klaubauf ist dort außerordentlich gefürchtet, besonders von der Kinderwelt, die einen Reim auf ihn hat, der sein Wesen und Wirken in schlagender Kürze bezeichnet. Dieser Reim lautet:

„Nurbur aus der Klamm  
 Frist d'Vub'n und d'Madel z'samm.“

In dieser Höttinger Klamm saß im Otternloch eine dämonische Spinne, die spann einst siebzehn Weisen auf einmal ein, und saugte deren Blut aus.

## 19.

**Vom Viehschelm im Achenthal.**

Es war im Jahre 1796, als die Hirten auf der Alpe Falkenmosen über dem Achenthal die heulende Stimme des Viehschelms vernahmen, und aus diesem mordlichen Stiergeschrei des Dämons alles Unheil für das ihnen anvertraute Vieh befürchteten. Das erstere ließ auch nicht lange auf sich warten, der Lungenbrand, Milzbrand, oder fliegende Brand brach mit Heftigkeit unter dem Vieh des ganzen Achenthals aus. Da war nun im Dorfe Werberg der Metzger Anderl, der glaubte weder an den Viehschelm, noch an seine Macht, den Thieren eine Krankheit anzuthun, hielt auch die Aussage alter Leute, daß der fliegende Brand ein wirkliches inneres Feuer sei, für eine abergläubische Märe und Fabel, und erbot sich spöttlich, diesen Brand als einen Unsinn zu beweisen, und den Glauben an den Viehschelm als einen blinden Aberglauben darzulegen. Sobald daher wieder eine Kuh an der verherrenden Seuche gefallen war, öffnete der Metzger ihr die Brusthöhle, fuhr mit der Hand hinein und fühlte innen bis zur Lunge; kaum aber hatte Anderl diese berührt, so empfand er alsbald an seiner Hand ein brennen und beißen, als habe er sie in einen Kesselbusch gesteckt, welches Gefühl bald noch heftiger wurde. Es brannte, als stecke die Hand in einem Becken glühender Kohlen und rasch zog Anderl dieselbe nun aus dem Thiere und fuhr damit in einen Wassereimer und reinigte

sich, aber gleichwohl schwoll ihm die Hand furchtbar auf, und nachher schnell der ganze Arm und der Mann mußte wahrhafte Höllenschmerzen erleiden, ehe sich's linderte. Da ist dem Anderl der Glaube gekommen, zwar nicht vom schauen, aber doch vom fühlen; er hat Gott gedankt, daß er mit dem Leben davon kam und Arm und Hand allmählich wieder brauchen konnte, vom Viehschelm aber hat er all sein Lebenlang mäuschenstill geschwiegen, und nie gesagt: er ist, oder er ist nicht.

## 20.

### Der Viehschelmdoctor.

Bereits im Jahre 1788 war geschehen, was auf der Falkenmosen-Alm 1796 geschah, und zwar auf der Ladiger-Alm in der hintern Riß. Kaum hatten die Hirten den Viehschelm mächtig schreien hören, so brach der fliegende Brand los, und kaum war der fliegende Brand losgebrochen, so waren auf besagter Ladiger-Alm einhundert und acht Stück Kühe gefallen. Da saß ein Bauer in einem nahen Thaldorfe, der hatte auch acht Kühe mit auf die Alm aufgetrieben; die waren sein ganzer Reichthum, und kaum verbreitete sich die Kunde durch die Thäler, daß der Viehschelm ausgebrochen, so eilte derselbe Bauer sich mit allerlei Nöthigkeiten zu versehen und auf die Alpe hinauf zu kraxeln. Zuerst gab er den Kühen geweihte Lecke (Salz) und mischte pulverisirten Sevenbaum (Seg'lbäum, Sadebaum, Juniperus Sabina L.), der am Tage der Palmweihe mitgeweiht war, unter das Salz. Dann trieb er seine Kühe, die glücklicherweise sämmtlich noch nicht vom Viehschelm befallen waren,  $\frac{1}{2}$  Stunde abseits von der Heerde in den Troberwald; leitete mit vieler Mühe eine Wasserinne dorthin, hütete die Kühe selbst, und gab jeder Kuh ein Fleckl von Scharlachtuch, einen Pfennig groß, in einem Stückchen Brot zu fressen, welches am Charfreitag an einem heiligen Schmerzenskreuz gerieben war, und nächstdem betete er manchen kräftigen Ergensspruch, und so geschah es, daß keinem der acht Stücke Vieh der Viehschelm etwas anhatte. Davon erzählen die Hirten immer noch gern, und mancher wäre froh, wenn er die Sprüche wüßte, die dazumal der Kühebesitzer gebetet hatte. Im übrigen halten und geben verständige Alpenhirten sehr viel auf örtliche Lagen und Striche der Luftströmungen und auf die Beobachtungen am Vieh selbst. Wenn die Kühe, indem sie im Begriffe sind zu grasen, mit den Nasen heftig auf die Gräser stoßen, als wollten sie sie damit ausschäufeln, und dann doch nicht davon fressen wollen, so ist's schon nicht richtig; es ist als röche das Vieh einen ihm schädlichen Giftdunst. Bekommen die Kühe nun nicht bald andere Weide, die nicht auf dem wundersamen und verschleierten Wege des Krankheitsganges angesteckt ist, so zwingt der Hunger die Kühe, von den angesteckten Gräsern zu fressen, und so wie dieß geschieht, sind sie unrettbar verloren.

### Des Alpensegens Kraft.

Es geschah im Jahre 1841, daß auf der Alpe „Schleins“ ob den „hintern Baihen“ auch im Nißbezirk, der Viehschelm ausbrach. Nun liegt in der hintern Niß ein kleines Klösterlein mit einem Wallfahrtskirchlein, nur von zwei bis drei Franziskanern bewohnt. Dort hatte sich der Pater Superior, der erst im Jahre 1841 verstorben ist, großen Ruf ob seiner Frömmigkeit und Herzensgüte erworben, zugleich war dieser geistliche Herr sehr glücklich in Heilung vieler Krankheiten und war nicht so stolz, daß er nicht auch einmal beim erkrankten Vieh guten Rath gegeben hätte. Besonders galt bei allen Hirten der Alpensegen dieses Paters für äußerst heilkräftig, und als der brave Mann mit Tod abgegangen war, war rings im ganzen hintern und vordern Nißthal, das in das Isarthal ausmündet, großes Wehklagen und Leidwesen um ihn.

Wie nun im Jahre 1841 der Viehschelm in diesem Berggebiete ausgebrochen war, beriefen die Hirten der Alpe Schleins durch einen Gilboten den Superior des Klösterls hinauf auf die Alpe, und wie derselbe mit dem Sanctissimum ankam, schlossen sie sich ihm in einer Procession an. Der Superior segnete die Alpe und deren Boden, Gräser und Kräuter und bannte den feindseligen Viehschelm auf eine schmale Weidelinie, welche hinfort durchaus vermieden werden mußte. Vieh, das auf diese Linie getrieben wurde, verfiel der Seuche als ein Opfer. Solcher Viehschelm-bannlinien giebt es noch mehr, so z. B. eine auf der Roth-Alm, in der dem Nißthale nachbarlichen Fachenau. Dort ist ein solcher Streifen von fast Stundenlänge; zu beiden Seiten ist die Weidetrift des Viehes von den Kögelhöfen, auf der einen das Milch-Vieh, auf der andern das Jung- und Galt-Vieh. Kam, wenn die Hirten unachtsam waren, nur ein Stück auf diese Linie, so erkrankte es alsobald, außerdem blieb alles gesund. Dieß ist eine Wahrheit mitten im Schooße der Sage, deren Räthsellösung die Sagenforschung der Naturforschung anheimgeben und überlassen muß.

### Der Adasbub.

Ohngefähr vor vier Menschenaltern lebte zu Längensfeld im Dexthale ein hochstämmig gewachsener Kerl, insgemein der Adasbub geheissen, das war ein wahrer Unhold, Wild- und Tagedieb, Lecker und Lump, Rauffer und Robbler; war beim Kriegsvolk und mit draußen gewesen und noch schlimmer wieder heimgekehrt, als er weggegangen war. Er schleppte viel Geld aus der Fremde mit heim, das er geraubt und erpreßt hatte, kaufte sich ein Bauerngut, und begann nun zu wirthschaften, aber nicht christlich, sondern recht wie ein Heide. In die Kirche ging er nie, aber in das

Wirthshaus desto mehr und da prunkte er, der erste in Längenfeld, in einer Sammtjacke mit silbernen Knöpfen, die er aus eitel feinen Silbergeldstücken hatte fertigen lassen, und verleitete die jungen Bursche, sich ihrer lodenen Bekleidung zu schämen, und seine Hochfahrt nachzuäffen. Dabei war der Adasbus von grausamer Körperkraft, hatte schon einmal obgesiegt gegen fünfzig, die über ihn hergefallen waren, und ihn doch nicht zu überwältigen vermocht hatten, und wenn ihn einer beleidigte, so mußte er fürchten, daß der Adasbus ganz unversehens ihm einen Wildbach als schönen Wasserfall in das Haus leiten, oder einige Schneeklöse von der Größe eines Hauses ihm aufs Dach herunterrollen, vielleicht auch in diese weißen Klöse als braune Griefen ein Paar Felsenstücke einkneten werde.

Fluchen und Lärmen, toben und schwärmen bis weit nach Mitternacht und schlimme Streiche ausführen war das Lebenselement des Adasbus; er umgab sich mit einer Rotte gleichgesinnter Gesellen, und übte mit denselben jede nur ersinnliche Unholdthat. Sie hoben den Leuten die Hausthüren aus den Angeln, und trugen diese weit fort ins Feld oder in den Wald, hoben und stellten Leiterwägen auf die Dächer der Häuser, stahlen in den Sakristeien den Opferwein und tranken in ihm den Pfaffen ein Vereat; sperreten Ziegenböcke in die Feldkapellen, gruben die Kirchhofkreuze aus dem Gräberboden, und die Crucifixe gruben sie auch aus und steckten sie wieder verkehrt ein, und jubelten in ihrer Berruchttheit, daß sie Christum auf den Kopf stellten.

Eine neuerfonnene Schandthat sollte in einem Bauernhose auf dem Burgstein ob Längenfeld im Dexthale ausgeführt werden; es galt der Tochter des Einödhofbauern; deren Vater aber bekam Kunde davon, schliiff sein Beil scharf, und so wie der Adasbus sein Haus betrat, schmetterte ihn alsbald ein schädelspaltender Artschlag tod nieder. Bei solchem Gruz entflohen die Begleiter des Gefälten; es wurde Lärm, die Nachbarn eilten herbei und alle dankten dem Einödhofbesitzer, daß er die Gegend von selbigem gräulichen Unhold befreit habe. Sie schnitten dem Adasbus den Kopf vom Rumpfe, schleppten den Leichnam an einen Felsrand und warfen ihn auf die Straße hinunter, die an dem dort später aufgekommenen und erbauten Schwefelbade vorbeizieht. Der Kopf wurde in das Weinhaus auf dem Gottesacker von Längenfeld geworfen, und dort liegt er noch immer, ein Schreck und Warnungszeichen für böse Buben, mit dem klaffenden Spalt in der Hirnschaale, und von Zeit zu Zeit in gewissen Mitternächten glüht dieser Adasbuskopf über und über und ist dann ganz schrecklich anzusehen, ja manche sagen aus, wenn er also glühe, so rolle er aus dem Weinhause hervor und in die Kapelle und drehe sich darinnen wie ein wirbelnder Kreis um und um, dann rolle und hüpfle er wiederum an seine Stelle zurück und verglühe allmählich und sehe am Tage aus wie jeder andere Schädel.

### Der Unholdenhof.

Zu Kaiser Maximilian I. Zeiten diente ein Jäger am Kaiserhofe, das war ein wahrer Unhold und Unband, von schier übermenschlicher Leibes- kraft, so daß er als ein Riese galt. Nach des Kaisers Tode zog dieser Jäger mit seinem einzigen Sohne, der ganz nach seinem Schlage geartet war, und ohne alle weitere Familie in die Kreither Gegend, die eine halbstundelange Strecke umfaßt, auf welcher sich vierzehn Bauernhöfe angesiedelt haben, die mehrentheils am Mittelgebirge über der Sill und Ruß zwischen Wiese, Feld und Wald vereinzelt gelegen sind. In der Tiefe des Thales kreischt und knarrt eine „Säge“, d. i. eine Waldsägemühle, nahe an einer Brücke über den Klausbach, über welche der Weg weiter und in das Stubeithal leitet. Ein frischer Quellbrunn, den ein Bild des heil. Nepomuk ziert, beut seine Labe, und zehn Minuten von dieser stillen Stelle zwieselt sich der Weg, und es führt sein linker Zwiesel nach dem empor- steigen von einer Viertelstunde auf lieblichem Bergpfad, an dessen Rändern eine schwellende Moospolsterdecke und der Schatten eines Lärchentannenwaldes zur Ruhe laden, zu einem ländlichen Gehöfte, das reich und reinlich erbaut und gehalten ist, sogar eine Kapelle umfaßt, und dabei doch einen höchst verrufenen Namen führt. Es ist der „Unhold“ oder „Unholdenhof“. Hier auf dieser Stelle war es, wo jene Jäger sich ansiedelten, welche auf lange Zeit ein Schreck und Abscheu der ganzen Gebirgsgegend wurden und theils öffentlich, theils noch mehr im Geheimen die mannichfaltigsten Frevel übten, so daß ihre Natur und ihr Wesen völlig dämonisch sich artete. Als Robbler fürchtbar stark, als Gegner fürchtbar rachsüchtig, offenbarten sie gar häufig das teuflische in ihrem Wesen durch Thaten der Lücke, mit welchen sie nicht nur den von ihnen Gehastten für die Gegenwart schaden, sondern auf ganze Generationen der Zukunft hinaus verderblich wirkten. Durch Stauungen hoch oben in tiefer Wildniß wurden Wildbäche zum Aus- und Uebertritt ihrer Rinnsale geleitet, und dadurch gefährliche Muren und Schlammstürze, für die spätere Zukunft manchem blühenden Orte vorbe- reitet. An andern Stellen entzündeten die Unholde Gebirgsforste, um den Lawinen freien Lauf zu schaffen, die dann kein Hemmiß mehr fanden, auf die Gehöfte herabzustürzen. Fahren dann Lawinen und Muren wie- derholt an einer Stelle auf gewohnter Bahn nieder, so wird jedes Bäumchen und jedes Würzelchen vertilgt, und weite Strecken werden der Bodenkultur entzogen. Durch gewisse Mittel wurden selbst Spalten und Tiefen in Felsen angebracht, in denen sich im Sommer das Wasser ansammelte und im Winter gefror. Dann sprengte das Eis die Felsen und im Frühjahr schossen sie dann allverheerend zu Thale nieder; es erfolgten solche Berg- brüche oft erst nach 30 bis 50 Jahren. Durch derlei Thaten erwarben

sich jene Bösewichter den gefürchteten Namen Unholde, der auf ihr Gehöft alsbald ebenfalls überging. Endlich sah der Himmel strafend und rächend drein, ein Erdbeben warf das Jägerhaus in Trümmer, Wildbäche überflutheten es, der Blitz steckte es in Brand, und in Feuer und Fluth, womit sie gesündigt, gingen Vater und Sohn zugleich unter, wurden verurtheilt zur heißen Pein, und müssen bis heute als „Feuersacken“ (feurige Dretschweine) geistern und rumoren. Ein besseres Geschlecht erbaute ein neues Gehöft auf die fruchtreiche Trift, auf der der Unholdhof gestanden, aber gegen dessen Willen blieb dem neuen Hause der alte Name, der auch bisweilen mit „Starkenhof“ wechselte, weil man jene Jäger auch die „Starken“ genannt. Vieles weiß der noch lebende Hohlenbauer zu Mutzens noch vom Unholdenhofe zu erzählen, unter anderem, wie der Unholdenhofbauer alte pergamentene Lehnbriefe über sein Gehöft in seiner Dummheit an einen Kindertrommelmacher zu Innsbruck verkauft, der mit Bimsstein die Schrift abgerieben, und mit dem Pergament die Trömmelchen überzogen habe.

## VI.

## Elementargeister.

Wenn die Tiroler Mythen- und Sagenforschung sich der Bezeichnung Elementargeister für eine Gruppe ihrer mythischen Wesen bedient, so ist diese Bezeichnung keineswegs in dem Sinne der philosophisch-kabbalistischen Lehre, die unter andern auch Theophrastus Paracelsus anbaute, zu verstehen, auch nicht in der phantastischen und schmuckreichen Anschauungsweise südländischer Dichter. Der deutsche Mythos hat in jenem Sinne keine Silfen, Undinen, Salamander und Gnomen; mindestens, wenn er sie auch hat, benennt er sie nicht so und das deutsche Naturvolk kennt diese Benennungen nicht, sie müßten ihm denn erst aus Büchern gekommen sein, und auch daraus nimmt es sie nicht an und hält sie nicht fest, denn es ist etwas Gemachtes damit, es ist ihm nicht auf eigenem Acker erwachsen, „die Lehneln haben ihm nichts davon derzählt,“ und somit ist's auch nichts. Wenn auch im germanischen Heidenthume Spuren eines Elementarkults sich finden und nachweisen lassen, dennoch personifizierte dasselbe nicht die Elemente.

Die deutschen und mithin auch tirolischen Elementargeister sind die Feinen, Fainen, Faien, überirdische Wesen von himmlischer Schönheit, der Grundtypus der französischen Feen; die Wasserdämonen als Seefrauen, Wasserfrauen, Wasserweibele u. s. w., halb und halb von faienhaftem Wesen, andererseits aber auch schlimm und verderblich. Feuergeister im oben angedeuteten Sinne fehlen gänzlich, denn die Feuer-

männer deutscher Sagen sind hüßende Seelen und gehören in eine andere Gruppe. Um so reicher ist die Welt der gnomenhaften Kobolde vertreten, der Erdzwerge, Bergmännchen, Wichtlein, Pizl, Morggen, Nörggel, Lorggen u. dgl. Auch deren geistiges Element zerfällt in die Doppelnatur von gut und böse. Die tiroler Sage ist so reich an diesen mythischen Gestalten, daß sie diese kleinen Bergdämonen in zwei Abtheilungen sondert, in die Wichtl an sich und in die Schachtgeister, letztere demnach vorzugsweise Bergwerkleute, in Bergwerken hülfreich arbeitend, guten Knappen förderlich mit Rath und That, bösen aber furchtbar und verderblich. In diesen Wichtl- und Bergmannsagen Tirols findet sich vielfacher Wiederhall solcher Sagen, die über ganz Deutschland verbreitet sind, und eine Menge häufig wiederkehrender Züge. Noch eine Abtheilung besitzt aber die Tiroler- und Schweizersage ausschließlich, das sind die Eismandle, kleine Dämonen, die nur auf den höchsten Fernern um die Gletscherspitzen der Alpenkronen wohnen. Diese können im nördlichen Deutschland nicht vorhanden und gekannt sein, und der nordische (scandinavische) Mythos kennt nur Eisriesen: Grimthursen.

Gar nicht selten streift der Mythos der Gestalten dieser Dämonengruppen in andere hinüber, berührt sich mit ihnen verwandtschaftlich, und daher ist häufig entschiedene Sonderung schwer. Es sind Geister, die sich nicht so mir nichts dir nichts in die engen Grenzen unserer Systeme bannen lassen, die über alle Grenzen hinausstreifen und der versuchten Gliederung spotten. Dieß fühlt sich beim Vertrautwerden mit diesen bisweilen spröden Stoffen sehr klar heraus, und es bedarf keiner rezensirenden Schulmeisterweisheit, darauf besonders hinzudeuten, daß auch das fleißigste Bemühen auf diesem Boden nicht ohne Mängel, Lücken und Wünsche bleibt. So streifen die Sagen von Faten, die überhaupt nicht zahlreich sind, an die Sagen von den Seligen, die von den Seefräulein an Fatiensagen; Lorggensagen gehen in Fanggensagen über und umgekehrt, die Eismandlsage berührt sich mit der Riesensage, Bergmandle können als Unholde auftreten und andererseits können Schachtgeister zu Schatzhütern werden, welche letztere in die große Gruppe der Züge gehören. Leider verwirren sich im Volke selbst die Sagen mehr und mehr, je mehr die Afteraufklärer sich mühen, ihm die Sage ganz zu rauben und allen kindlichen poetischen Glauben ihm aus dem Gemüthe zu schwagen; daher es hoch an der Zeit ist, zu retten und zu sichern, was noch zu retten und zu sichern ist.

## 1.

### Die Faten.

Wenn die schwäbische und die norddeutsche Sage durch das gleichzeitige Erscheinen dreier weiblicher Wesen, die bisweilen Nonnen heißen und aus

denen die Mythographen gern Nornen machen, nach der keltischen Sagen-  
dreiheit der tria Fata wirklich hindeuten, so mag das auf sich beruhen.  
Die mitteldeutsche Sage kennt ein für allemal keine sogenannten Fee'n,  
und leider ging dem Volke selbst das schöne mittelalterliche deutsche Wort  
Feine, das so schlagend das ganze Wesen der geisterhaften Erscheinung  
bezeichnet, verloren. Nur noch in alten Liedern und alten Volksbüchern  
lebt es als Meerfeine, Wasserfeine (eine solche war Melusine), Wald- und  
Bergfeine. In deutschen Sagen nehmen nicht selten die zahlreichen erschei-  
nenden „weißen Jungfrauen“ den Feinencharakter an durch ihr ätherisches  
Wesen, ihre Reinheit, ihre gütvolle Gabenspendung; aber meist stehen sie  
doch auf einer tieferen Stufe, sie harren ihrer Erlösung, sind häufig nur  
Schahhüterinnen, schrecken durch grauenvolle Verwandlungen in man-  
cherlei Mißgestalten, in Kröten, Schlangen und Drachen, ihr Leib endet in  
einen Schlangenschwanz u. s. w.

Manche unserer geachteten Mythenforscher vermengen die Feien mit den  
Wildfrauen, und es mag wohl eine oder die andere Feiensage nach diesen  
letzteren hindeuten; allein diese Richtung hat in der Tiroler Sage nur  
allenfalls die Fanga; die Fai aber ist ein ganz anderes, höheres Wesen.  
Folgendes ist das reine und unvermischte Sagenbild der Faien Tirols.

Die Faien sind Wesen von menschlicher Natur und Körperbeschaffenheit,  
aber höher geartet, mit ewiger Schönheit und Jugend, mit Liebe und Milde,  
mit großer Wissenschaft begabt, und nur Vertreterinnen des guten Prinzips.  
Eine Fai kann wohl erzürnt werden, aber nie böse handeln; der Begriff  
von guten und bösen Feeen, wie die modernen Fee'nmärchen ihn so häufig  
enthalten, fällt demnach hier ganz hinweg. Die Fai kann Zauber üben,  
aber nie solchen, wie Hexen und Truden, durch die Macht des Bösen, die  
Fai kann nie zur Here werden. Sie zaubert nie durch die schwarze,  
sondern nur durch die weiße Kunst, das ist wohlthuender Zauber durch  
Gottes Macht und Gewalt und Zulassung; es ist die den Faien angeborene  
und inwohnende Macht, die mit dazu beiträgt, sie zu Wesen höherer Art  
zu stempeln. Dieser von der Fai gelübten weißen Kunst muß stets die  
schwarze weichen und unterliegen. Die Fai ist der edelgeistige Gegensatz  
des diabolischen Herenthums, sie ist, um ein Bild des nordisch-germanischen  
Mythus bei Wesen des südlich-deutschen Mythus zu gebrauchen: der Lichtalf  
in seinem Gegensatze zum Schwarzalf. Haben die Hexen ein prunkendes  
Schloß gezaubert, und halten darin ihren Sabbath, so stürzt es krachend  
in Trümmer, wenn eine Fai ihm naht. Haben jene ein Wetter gebraut,  
daß die Fluren verhageln soll, und es naht eine Fai, so verwandelt sich  
jenes Wetter in einen fruchtbaren Regen. Sind Kühe durch Hexenwerk  
„verneint“ — (was dieß ist, folgt unten) so geben diese Kühe, kommt eine  
Fai in ihre Nähe, dennoch gute Milch, daher das landübliche Sprüchwort:

Fai'n schlägt vernein'n.

Die *Fai fait*, schützt (schirmt, macht fest gegen allen Hexenzauber), ganz im Sinne des mittelalterlichen Volksglaubens und ritterlich romantischer Sagen von gefeierten Schwertern, Ringen, Talismanen u. dgl., Menschen, Thiere, Bäume, Wasser, ja alles „was fliegt und kriecht, was schwimmt und brennt“ — wie sinnig versinnbildet dieser volkstümliche Ausspruch das Belebte in Nähe und Ferne! — mit Blume und Rute, Stock und Stein. Ein gefeiertes Steinchen, ein goldenes Ring-Schlängelchen, ein einfaches Bergblümlein kann durch die *Faien* mit der größten Wunderkraft begabt werden, daß jedes dieser Dinge gegen Schreck und Gefahr, gegen Schuß und Stich und Hieb, gegen Gift und Brand und Wassersnoth, und gegen jede Teufelstücker schützt und schirmt.

Die *Faien* bleiben stets jung und schön, stets mild und gut; wohl empfinden sie Schmerz, wenn ihre Güte Undank ärtet, wenn ihre hingebende Liebe getäuscht und betrogen wird; dann vermögen sie auch zu zürnen und zu strafen, aber ihre höhere, geistigere und edlere Natur verschafft ihnen leicht den Sieg über die menschliche Leidenschaft, und sie verzeihen gern ihren reuigen Beleidigern. Eine schlafende *Fai* soll freilich der, der sie antrifft, ruhig schlafen lassen, sie nicht hastig aufwecken, noch weniger ihr in Unehren begehrllich nahen, sonst kann es leicht um sein Augenlicht geschehen sein. Indessen zeigen sich die *Faien* nur selten sichtbar und überhaupt nicht allen Menschen. Wenn aber eine *Fai* ein Kind küßt, so wird dieses die *Faien* sehen; ebenso der, der einen von *Faien*hand berührten Talisman um den Hals trägt, nicht minder die Sonntagskinder. Solchen fällt es dann nicht schwer, ihr Glück zu machen.

Die *Faien* stehen nicht im mindesten Bezug zur *Hulda*, daher können sie gar nicht mit den „*Saligen*“ verwechselt werden; nur an edler und schöner Gestaltung und am Schmuck bildeten die Sagen sie den letzteren ähnlich. Auch weist die Sage den *Faien* ungleich weniger bestimmte Wohnungen an, wie den *Saligen*, und kennt sie überhaupt weniger, als andere dämonische Wesen ihres Gebietes.

Manche *Faiensagen* sind auch bereits entstellt worden durch Zuthaten neuerer Dichter, die Wunders denken, wie schön sie malen, wenn sie ausmalen, und gar nicht ahnen, wie ungeschickt sie malen, wenn sie über malen, und auf das altherwürdige halbverblichene Frescobild von strengen Zügen und steifer Gewandung neumodische Phantasielassen mit breitem Pinsel dick auftragen, so daß die alte Herrlichkeit dem Auge ganz verschwindet und der neue amaranthfarbige Ungeschmack in einem monströsen Zerrbilde vor Augen tritt.

## 2.

### Die Seefräulein und Wasserfrauen.

Daß die Wasser- und Seefrauen Sage im Lande Tirol heimisch ist, begreift sich leicht durch das Vorhandensein der zahlreichen, geheimnißvollen

tiefblauen Alpensee'n, von denen viele ohne sichtbaren Zufluß oder Abfluß in träumerischer Ruhe und in tiefstiller Vereinsamkeit daliegen. Insgemein werden diese Wasserbecken im Gebirge Wildsee'n genannt, und diese sind wesentlich von den Thalsee'n unterschieden. Die Wildsee'n sind meist in und zwischen Felsen eingebettet und eingebuchtet. Von ihrem Rande erheben sich häufig unmittelbar steile Felswände, die spitz und zackig und Ruinengemäuer ähnlich schroff emporstarren. Der Rand verbirgt mit der Fülle seiner überhängenden Gesträucher und mit moosübergrüntem Felsplatten das todtenstille Gewässer, das sich bisweilen tief in die düstern klammartigen Höhlen und in nachtdunkles Geflüste verliert. Selten wird ein Fisch sichtbar in diesen eiskalten Wasserbecken, kein Vogel singt an ihnen sein munteres Lied. Der Wildsee liegt wie im Bann, in einem unheimlichen Frieden, in trostloser öder Wildniß, ein Todtesspiegel für Lebensfate und Menschenfeinde. Wenn Unwetter im Anzuge sind, braust es in der Tiefe, Luftblasen steigen herauf und zerplagen an der Oberfläche, ja man hört unheimliches Getöse weit umher, wie dieß namentlich beim Thurnthaler Hochsee auf dem Scheitel der Weinbacher-Alpe im Pusterthale der Fall ist. Dieser See ist 200 Schritte lang und 150 Schritte breit.

Solche See'n und ähnliche bevölkert die tiroler Sage nur in seltenen Ausnahmen mit Seefräulein oder Wasserfrauen, sondern vielmehr mit billenden Wasserhunden, Klammännern und sonstigen dämonischen Wesenheiten, Püßen u. dgl., welche Menschen in das Wasser ziehen, wie dieß beim Landeckersee bei Ladis, dem Mölssee im Wattensertal, oder Mölstal, und andern der Fall ist. Die Hauptwohnorte der Seefräulein und ihrer Genossenschaft sind jene Arten von Gebirgssee'n, die gleich liebe-feuchten Mutteraugen in idyllischen blumigen Hirtenthälern hingebreitet ruhen, oder in grünem Waldesschatten und in wonniger Einsamkeit rein und still zum Himmel aufblicken, Andacht und überirdisches Sehnen wecken. In solchen Tiefen wohnen insgemein Seefräulein, haben drunten schimmernde Krystallpaläste, aus denen es bisweilen wunderbar melodisch heraufklingt und das Menschenohr, das diesem Seecklingen lauscht, verlockend berührt. Aber gleichwohl weiß die Tiroler Sage nichts von Nixen und der nackten Sinnenlust verlockender Sirenen. Was davon etwa im Volksmunde nachklingt, ist nur aus Büchern entnommen, der Anschauungsweise des Volkes nicht unmittelbar entsprungen.

Mit Unrecht hat ein Romantiker im „Eagenbuch von Tirol“ den Schloßteich bei Landeck in Nixenteich umgetauft, und aus dem dort verunglückten Landecker Schloßherrn einen von einer kosenden und herzdrückenden Nixe ins Wasser gezogenen Ritter erdichtet, denn es ist nur neugemachtes Phantasiestück. Tirol hat keine Nixen in diesem romantischen Sinne, und wenn jemand glauben oder sich einreden wollte, die Nixhöhle am Sonnwendjoch sei ein Gegenbeweis dieser Behauptung, so müßte diese poetische

Annahme sehr prosaisch damit widerlegt werden, daß in jener Höhle das sogenannte „weiße Nichts“ (Nix), das Nihilum album der Apotheker, bricht, eine Art Bergmilch, kohlensaure Kalkerde, die mit Zinkoxyd vermischt, als Augenheilmittel früher officinell war und jetzt nur noch von Viehärzten bisweilen angewendet wird.

Die Seefrauen sind verkörperte Bilder der Reinheit und Güte, von schönen und edeln Körperformen, mit alabasterweißen Stirnen, und Wangen von der Farbe der weißen Seerosenblüthe. Ihr Haar ist goldfarbig, wie der Blütenstaubkolben dieser Blume, und die Wasserfrau strahlt und trocknet dieses wunderschöne Haar gern am Strande. Mild ist der Glanz ihres blauen Auges und weit in die Ferne wirkend. Das Gewand der Seefräulein ist weiß mit zartem farbenschillernden Permutterglanz, ihre Gestalt ist ätherisch und so leicht, daß die Blätter der Nelumbien sie tragen.

Die Seefräulein haben ihre Lust an den Wassergeschöpfen und Wasserpflanzen, und freuen sich an der Pflege ihrer unterseeischen Gärten, mit deren zahllosen Blütensternen; sie verleihen mancher Pflanzenwurzel ihres Teiches Heilkraft, wie dem nützlichen Kalmus, dem heilsamen Fieberklee und der rosenrothen Wasserviole, die man auch Rosenbinse nennt. (*Butomus umbellatus* L. *Iuncus floridus* der alte officinelle Name.) Auch auf die Wiesen ihrer Umgebung pflanzen diese gütigen Wasserfrauen Heilkräuter.

Guten Aeltern und Kindern wird von den Seefräulein manche nützliche und Segen bringende Gabe als Glücksfund an das Ufer gelegt, besonders wenn letztere unbeunruhigt bleiben. Findet das Gegentheil Statt, so verlassen sie ihren Aufenthalt und suchen einen ruhigeren. Selten lassen sie sich blücken; der Versuch, sie etwa zu fangen, kann leicht den Tod des Versuchers nach sich ziehen.

Wird ein See abgelassen oder trocken gelegt, so verläßt ihn die Wasserfrau, welche ihn bewohnt, auf immer; aber sie segnet dann seine Stätte nicht, und häufig lohnt der spätere saure Graswuchs nicht die Mühe und die Kosten der Verwandlung des Seelandes in Fruchland; noch häufiger überschütten Wildbäche das neue Land mit furchtbaren Massen von Sand und Kiesgerölle.

Bisweilen, aber sehr selten, wird auch in Tirol der Ausdruck Meerfräulein, statt Seefräulein, vernommen. In diesem Falle liegt die sagenhafte Annahme der Verbindung eines Alpensees mit dem Meere zum Grunde, und daß ein Meerfräulein folglich durch unterirdische Kanäle in einen oder den andern jener einheimischen See'n geschwommen und gekommen sei.

Geschichtlich erwiesen ist, man mag über den Zusammenhang mancher See'n mit dem Meere denken wie man wolle, daß sich bei dem zwei Stunden langen und eine halbe Stunde breiten Achensee oder Achenthalsee zu

Zeit des großen Erdbebens, das am 1. November des Jahres 1755 Lissabon zerstörte, fast ganz dieselben Erscheinungen zeigten, wie sie an dem kleinen Salzunger See in Mitteldeutschland wahrgenommen und von glaubwürdigen Augenzeugen zur Kunde der Nachwelt niedergeschrieben wurden. Der Achensee schäumte in wilden Wogen auf, sank schnell über vier Fuß tief, und erst nach 24 Stunden füllte sich wieder sein Bette. Die vermuthete unterirdische Verbindung glaubt man auch dadurch bestätigt, daß der Achenthaler See sichtbar wenig Zufluß empfängt, aber einen sehr starken Abfluß hat, welcher alsbald das Bergflüßchen die Ache bildet. Bei dem Salzunger See ist allbekannt, daß er in seinem Schooße starke Quellen hat, denn auch sein sichtbarer Zufluß ist unbedeutend, sein Abfluß aber ist ein Bach, der Mühlen treibt, und das Gestänge mächtiger Gradierwerke in Bewegung setzt.

Bestimmte örtliche Sagen von eigentlichen Meerfräulein, namentlich fischschwänziger, kennt man indessen in Tirol nicht.

### 3.

#### Die Gismannle.

Das erhabene Walten der Natur im Leben der Ferner (Gletscher) Tirols lenkte frühzeitig die Phantasie des Volkes dahin, die Unbegreiflichkeiten, welche die Gletscherwelt seinen Sinnen darbot, übermächtigen Wesen zuzuschreiben, denen die Namen Gismannle (Gismänner), Gismännlein, Ferner=Horggen, Fernerzweggl, Rösmanndln (Rös, Räs ist auch Gletscher), endlich auch Wettermacher, und „die Alten“ beigelegt wurden.

Meist nehmen alle Sagen, die auf diesen Kreis geisterhafter Wesen sich beziehen, den hehren und ernstesten Charakter an, den die Schnee- und Eisregion auch im Naturleben darlegt; aber selbst diese Sagen sind mehr allgemeiner, als örtlicher Art, während bei den gewöhnlichen Erdzwergen das Gegentheil Statt findet.

Die Gestalt des Gismannles ist zwerghaft, aber seine Stärke ist eine furchtbare, übernatürliche und übergewaltige; es ist befähigt, auch Riesengestalt anzunehmen, auch überhaupt sich zu verwandeln in was es will. Die Gismannln sind es, welche die Gletscher vor- und rückwärts schieben, welche zu ihrem Vergnügen mitten im entsetzlichsten Schneegestöber über lange Schneestrecken hin auf breiten Abhängen schindeldachähnliche Figuren und riesige Arabesken auf den Schnee zeichnen; sie verursachen das sogenannte „Schneegrugeln“, bei dem unter Donnern ohne vorhergehenden Blitz in den heißesten Sommertagen plötzlich Schnee und Hagel grüne Alpenthäler weithin bedeckt. Sie, die Gismannln, rufen das schreckhafte „Fernerbellen“ (bellen) hervor, und erregen das rollende Getrach in dem Innern des Ferner.

Das Eismännlein ist in seiner Erscheinung zwerghaft, greisenhaft, schneeweißen Haares und Bartes, die beide lang abwallen, ja der Bart streift noch am Boden hin. Das verwitterte Angesicht ist tiefernst und runzelvoll, die blauen Augen blicken über der Adlernase ruhig, sicher und fest. Das Gewand ist grau-grün, wie alte Baumflechten, von weitem auch in das gelbgrüne spielend; ein Wetterhut mit verbogener Krempe schattet über dem Gesicht.

Die Aufenthaltorte der Eismännlein, denn Wohnungen sind ihnen ihrer Natur nach nicht so zuzuschreiben, wie andern dämonischen Sippen — sind Eisklüfte, die unter dem Fernereise auf weite Strecken miteinander in Verbindung stehen. Gern sitzen die Eismännlein auf Fernerspitzen oder auf Felsenvorsprüngen der Hochalpenregion, und schauen sinnigen Ernstes auf die sie umgebende unendliche Welt emporstarrerender Eisanadeln und Eispyramiden, lassen von Nebelgestalten sich umtanzen, formen Wolken zu festen Ballen, bauen und häufen Wolke auf Wolke, verdichten sie, zerreißen sie, zerblasen sie zu Flocken, weben sie zu Schleiern und Nebeldecken, schicken sie als Höhenrauch über alle Fernen hin, brauen Wetter, schleudern Hagel, senden Lawinen in die Gründe nieder. Sie bauen gleisende Schneebänke über Abgründe, führen Gute sicher über diese hinüber, bereiten Bösen jähen Absturz. Jenes ethische Element, das den Saligen innewohnt, allen Guten hilfreich zu sein und allen Bösen furchtbar und schreckhaft, durchdringt auch die Eismännlein. Sie schirmen die Unschuld und strafen und rächen die Bosheit und das Verbrechen. Sie gewähren dem flüchtigen Bösewicht keine Freistatt, sie jagen ihn durch Wetter und Wind, und stürzen ihn in die kalte Eisanacht grauenhafter Fernerspalten in Tod und Verdammniß nieder. Verirrte aber, die nicht Bösewichter sind, weisen sie auf richtigen Pfad, tragen Verunglückte zur nächsten Menschenwohnung hinab, und Erfrorene, die unrettbar verloren sind, tragen sie bis zum ersten Gottesacker der Thaltiefe und bestatten sie in geweihter Erde in aller Stille.

Vornehmlich ist es die große Centralalpenkette der Tauern, die sich voll mächtiger Eisgebirgsstöcke als nördliche Grenze des 14 Stunden langen Tauferfer oder Taufersthal's \*) gen Osten zieht, und letzteres vom Zillertal und Wintschgau scheidet — auf deren Fernerkronen die Eismännlein heimisch sind. Der Nevefer-Köb, eines der großartigsten Tauernwunder, umklammert den „Furtschlägel“ und „Hohen Mofele“; von ihm ab senkt sich sein krystallisiertes Köbmeer nordwärts unter dem Namen „Zemmerferner“ ins jenseitige Zillertal, westlich in das Pfundererthal, südlich in das Lappacherthal, und bildet ein mehr als drei Stunden langes, wild zer-rissenes und zerklüftetes Eissfeld oder Eismeer, von so schrecklich erhabener

\*) Nicht mit dem Langtaufererthal im Wintschgau zu verwechseln.

Schönheit, daß keine Feder sie zu schildern vermag. Dort am meisten sind neben den hoherhabenen Punkten des Ortles, des Deßthalerferner und des Stubaijerferner die Gismännlein vorzugsweise heimisch und thätig, doch schließen diese hohen Gebirgsregionen nicht aus, daß jene nicht auch in die Hochalpenthäler herabkommen und ihre hülfreiche oder strafende Thätigkeit kund geben. Dabei kann nicht fehlen, daß die Sagen von diesen Gebirgsgeistern je nach dem Charakter der verschiedenen Thalbewohner verschiedentlich aufgefaßt und gestaltet werden, und es kommt auch hier zur Erscheinung, daß die Gestalten der alten frühzeitlichen Sage aus ihrer hehren Form und Art verkleinert und abgeblaßt erscheinen, den Menschen näher gerückt, mit menschlichen Neigungen ausgestattet werden, und von der dämonischen Natur nur ein Schatten haften bleibt.

## 4.

### Die Wichtl, Pizl, Norggen und Vorggen.

Ueber die deutsche Zwergen- und Wichtln-Sage wäre es kinderleicht, ganze Bücher zu schreiben, so allverbreitet, so überall zu Hause, so mannichfaltig ist sie. Sie bietet mehr als jeder andere mythische Sagenstoff eine wahrhafte Unererschöpflichkeit; eine Stofffülle, wie sie in keinem andern Sagengebiete zu Tage tritt. Wer aber dieses Sagengebiet überblicken will, muß sich nothwendig in dasselbe einleben, muß sich ganz vertraut mit ihm machen, muß selbst durch Zwergenhöhlen kriechen, selbst Zwergengänge überwandern. Wenn er seine Kunde und Kenntniß nur aus Büchern schöpft, und sie in Büchern wieder von sich giebt, so ist's meist ein unerquicklich Nachwerk, das wenn nicht von vornherein ein Album graecum wird, so doch ein Nihilum album der alten Pharmacopöen, wovon zahlreiche Sagen- und Märchenbücher, die am Kachelofen fabricirt sind, laut redendes Zeugniß geben.

Mit Absicht wird daher hier vermieden, Abschrift von Abschrift bis ins tausendste Glied anzuschwellen, und von den Zwergen der scandinavischen Mythe nichts erwähnt, auch der überzahlreichen nord- und mitteldeutschen Zwergensagen nicht gedacht, denn sonst würde des Vergleiches kein Ende werden; nur wo große, ganz allgemeine Züge in einander überklingen, dürfen solche nicht unerwähnt bleiben.

Die deutsche Namengebung der Zwerge, Querge, Querkäse, Wichtlein, Wichtelmännchen, Heimchen, Heinchchen, Heinzchen, Hinselmannchen und Zinselmännchen, Heulemannchen, Hütchen und Gütchen, u. s. w. u. s. w. erhält aus Tirol noch einige Zusätze, nämlich Pizl, Norggen, Nörggl, Nörgglein und Vorggen, letztere ohne abgewandelte Diminutivform. Die Charakterschiedenheit, die sich überhaupt und überall beim Zwergenvolke kund giebt, die sich bald durch Güte und hülfreiche Dienstleistung äußert,

balb durch Neckelust, schadenfrohe Lücke, ja selbst Bosheit, Wildheit und Rachsucht, tritt auch in den Zwergsagen Tirols zu Tage. Die Wichtel und Wichtelen des Oberinntales sind heiter geartet, gutmüthig schelmisch, neckisch wohlwollend, ebenso im Vintschgau; im Passerithal und in Südtirol, auch im Schnalsferthal und am Schneeberg die Mörzgl, Mörzgeln. Das Unterinntal hat die Namen Wichtl und Mörzgl gemeinsam, bei Naturns und Tschars kommt der Name Lorgg ausschließlich vor, und der Lorgg wird meist böse gedacht, auch größer und sehr stark. Wenn ein Lorgg erzürnt wurde, so brauchte er nur einer gesunden Kuh über den Rücken mit der Hand zu streichen, so wurde sie gleich krank und hin. Da und dort heißen sie Bergmannl, Bergzwegl, wilde Mannl, im Vorarlberg ist die Benennung Fagg und Nutschifengg üblich. Im Unterinntal heißen die Hauswichtln auch Hoamzwegel, Heimzwege, was an die Boigtländischen Heimchen erinnert. Pizl heißen die Wichtln um den Bolderer Berg; im Vorarlberg heißen sie das Nachtvoll.

Die Gestalt der Wichteln ist klein und misrathen; der Kopf ist dick, der Mund bis zu den Ohren breit gezogen und wulstig; die Augen sind tieflegend und voll Arglist. Der Bauch ist aufgetrieben und ruht auf spindelbünnen und krummen Beinchen. Die Stimme ist kratzend und grölzend wie die eines Kropfigen, darum heißt der kropfige Todtengräber zu Tschars im Vintschgau „der Lorgg“. Am Leibe sind sie schwarzhaarig; der graue oder silberfarbene Bart hängt lang herab; die Tracht ist graue Loden nach der Bauern- und Schützenart ihrer Thäler, oder die uralte Bauerntracht, die auch in Tirol noch die „altfränkische“ heißt: spitzer Hut, weißer Goller um den Hals, rothe Weste, schwarzes Wams und Pluderhosen. Gern und häufig aber tragen die Wichteln ein rothes Janckel, rothe Höslein und grüne Strümpfe. Wollte sonst Jemand ihnen Gutes erzeigen, so durfte er nur ein neues rothes Janckel machen lassen, und irgend wohin legen, daß sie es fanden, dann freuten sie sich wie närrisch über den Fund und legten ihn an; gab ihnen aber Jemand ein neues Gewandl in die Hand, so weinten sie und entwichen sammt ihrer nützlichen Hülfe auf immerdar, und dabei läßt sie die Sage ihre Abschiedsworte jedesmal in Versen sprechen, was ein sehr eigenthümlicher Zug, auch im übrigen Deutschland und in der Schweiz ist.

Häufig tragen die Wichtl'n einen Bergstock, der aber nie von einem andern Holz als dem der „Birke“ ist, wodurch auch dieser Baum in den deutschen Mythos eintritt.

Die Wichteln erreichen ein ungeheures Alter. Im „Altenthale“, dem letzten Seitenthale der Etsch rechts, an der Westgrenze von Deutschland, ohnweit Meran, berufen sich die Bauern noch auf den Ausspruch eines Mörzgleins, welches einst auf dem Herde im Kuppelwieserhofe saß und sprach:

„I denk' die Kuppelwies'  
 Schon dreimal als Wald,  
 Und dreimal als Wies'.“

Der nächste Weg vom Bintschgau aus ins Utenthal führt über den Flosch- oder Flatschberg über die Kuppelwies'-Alpe und zum schön gelegenen Kuppelwies'hofe, der zugleich Gasthaus ist, hinab. Solcher Aussprüche, die zum Theil auch Riesen zugeschrieben werden, leben viele im Munde des Volkes.

Die Aufenthalte des Zwergenvolkes, das theils gesellig beisamen haust, theils vereinzelt wohnt, sind meist die einsamen Berghöfe auf den Alpen, doch auch Schluchten, Höhlen und Einöden. Auch die, welche nicht stets in Häusern und in der Nähe der Herde wohnen (daher in der Schweiz der Name Herdmannli,) kommen doch gern in die Häuser, und bringen braven Hausleuten Segen mit. Wo Wichtlein heimisch waren, halfen sie in Haus und Hof, Küche und Keller, Stall und Feld, warteten und pflegten die Kinder, arbeiteten mit der ihnen innewohnenden ungewöhnlichen Kraft und Ausdauer, warnten vor Unglück oder hielten solches ganz fern, und hielten zum einmal ihnen liebgewordenen Wohnsitz, wenn man sie nicht kränkte und vertrieb, mit rührender Treue und Anhänglichkeit. Dabei neckten sie indeß immer gern, bestrafte den Borwitz, machten die täppische Dummheit lächerlich, und rächten oft sehr hart und empfindlich böswillige Beleidigung. Wer nach ihnen vollends schlug, war seines Lebens keine Stunde mehr sicher, ja sie rächten oft noch an Kindern und Enkeln Uebelthaten der Väter. Am verhasstesten war ihnen das schwarze Laster des Undankes: gegen ihn übten sie das Rächeramt mit einer grausamen Freude.

Die Zeit vom ersten Mondviertel bis zu dessen Uebergang in den Vollmond ist die der größten Rührigkeit und Beweglichkeit der Wichteln und Nörgglein. Da sieht man wohl auch eins oder das andere auf einem Felsenvorsprung stehen, und hört sie Truglieder ins Thal hinabsingen, und das hallt und klingt so schaurig und so wundersam, weil eine Bergwand den aufgefangenen Schall der andern zurückwirft, und es entsteht jenes wunderbare Thalklingen, das man fernhin durch die stillen Nächte melodisch schauern hört, und nicht weiß, von wannen es kommt.

Man könnte, wenn eine Sonderung frommte, die Wichtlein je nach ihren Aufenthaltsorten eintheilen: in Alm- und Kaser-Wichtl, Schloß-Wichtl, Haus-, Herd- und Stall-Wichtl u. s. w., doch wäre der Sagenforschung mit solcher Eintheilung nichts gewonnen, denn dieser kleinen elbischen Dämonen Art und Wesen bleibt sich gleich, ob sie in Senn- und Kaserhütten, im Gehöft des Bauern, im Schlosse eines Burgherrn oder im Erdenchoofe beim Bergwerk haufen und handthieren. Ueberall lieben sie das Alte und hängen ihm an, daher vertreibt sie die Darreichung neuer

Gewande als Lohn, ebenso der Umbau oder die völlige Niederreißung alter Wohngebäude.

Unermüdtlich und ausdauernd sind die Wichtln in der Arbeit, nicht minder aber auch unermüdtlich und erfinderisch in ihren Neckereien. Einem oder dem andern der Hausleute jählings aus einem Winkel hervor auf den Rücken zu springen, und auf diese Weise arg zu erschrecken, das Vieh schier unlösbar zusammen zu fetten, Schlafenden Schnauzen anzumalen, Wanderern lange Kuhschweife hinten anzuhängen, ist ihr Vergnügen; in Speise und Getränke Unrath zu werfen, Knechte und Mägde zu drücken und zu zwicken, Saat und Frucht zu verderben, sind Aeußerungen ihres Unwillens oder Zorns, daher war und ist ein Wichtl, Morgg oder Vorgg nicht allewege ein lieber Hausgenosse, und es sind keine Mittel unversucht geblieben, sie zu vertreiben und los zu werden, was auch vielfach gelungen ist — und daher gibt es deren jetzt kaum noch irgendwo.

Eine böhartige Wichtlsorte haust im osterwähnten Alpachthale, sie verstecken sich auf den Söllern und tücken von da die Leute, brechen heimlich Breter des Söllerganges auf, daß man durchbricht, oder den Fuß schädigt, sie werfen auch mißrathene Kinder vom Söller herab, sie zu schrecken, und heißen Sollaakraunzail: Söllerkraunzl — Söllerteufelchen.

Im Pfeldersthal heißen die Zwerglein bei den Almleuten nicht anders als Kaserhörggl. Am „Jägerstahl“ dort, einer, weiblicher Aufsicht anvertrauten Stallung, hausten sie und zogen die Dirnen an den Zöpfen, wenn sie molken, daß sie sammt dem Melchgeschirr rücklings niederfielen.

Wenn die Wichtlen einen todten Menschen fanden, so trugen sie den Leichnam bis zum nächsten Cruzifix am Wege, weiter konnten sie nicht gelangen. Mit hin lebt in der Tiroler Zwergsage nicht der den Zwergsagen nördlicherer deutscher Länder eigene und bedeutende Zug eines Widerwillens gegen das christliche Element, während derselbe in Tirol doch bei Riesen- und Fanggenkindern offen zu Tage tritt.

Im Winter halten sich die Wichtlein gar gern auf der „Westlgrube“ auf, die just paßt sich darauf zu kauern, und die halberfrorenen Füße ans Feuer zu halten. Vergönnte eine Bäuerin so dem Morgg im Winter einen Wärmplatz am Herde, und schenkte ihm von Zeit zu Zeit etwas Essen, so fingen die Hennen um Neujahr schon wieder an zu legen, die Rüben im Keller faulten nicht, die Kuh trat den Milchmeier nicht um, und das Kind fiel nicht aus der Wiege. — Westlgrube ist das Aschenloch auf dem Herde. Dieß deutet offenbar nach der römischen Vestal hin.

## 2.

### Die Schachtgeister.

Der früher so reiche Bergsegen des Tiroler Alpenlandes wird noch vielfach in den Spuren seines Ab- und Ausbaues bekundet durch alte

verlassene Stollen und Schächte, Gruben und Gänge, Zechen und Halden, und lebt auch noch in den Sagen der Bewohner fort, obschon nach der Zeit des Regenten von Tirol, Sigismund des Münzreichen, fast aller Bergbau des Landes zum Erliegen kam.

Wie überall in bergbaureichen Gegenden, in Böhmen, im Erzgebirge, auf dem Harze, im Thüringerwalde — die Sage von Berggeistern unaus- tilgbar fortlebt, und zwar von solchen, die in den Bergwerken selbst sich zeigten und thätig waren, so auch in Tirol. — Aber auch hier offenbart sich die Zweifelt der Begriffe von guten und von bösen Schachtgeistern. Ihre Namen lauten auch Knappei-Mannndl, Gruben-Mannndl, Stollen-Mannndl, Schachtzwergl und Bergzwergl. Sie erschienen in graulodener Tracht, trugen auch Bergknappenkleidung und Wettermäntel, kleine runde Hütlein, oder auch eine Art spitze Kapuzen über den Kopf gezogen; hatten lange Bärte und waren meist bucklich, dabei aber trotz ihres unbegreiflich hohen Alters äußerst stark, frisch und lebendig.

Die den Schachtgeistern beigelegten Namen deuten schon auf die Lieblingsaufenthaltsorte dieser kleinen Unterirdischen hin; dort im Schooße der Teufen halfen sie den braven Bergknappen bei ihrer Arbeit, voll rührigen Schaffens, besonders während der Zeit der Mittagrast, der Nacht- und jeder andern Schicht. Die Schachtgeister spitzen die Schärf- eisen, härten die Häusler und Bohrer. Daher oft zur Nachtzeit in menschen- leeren Schächten dennoch anhaltendes klopfen und pochen und rastlose Mühsigkeit in Gimmern und Gestängen. Verunglückten frommen Knappen stehen die Schachtgeisterlein hülfreich bei, entzünden ihnen etwa erloschene Grubenlichter, zeigen reiche Erzlager, Adern und Gänge, erschließen neue ergiebige Schächte, verhindern das Einfallen wilder Wasser, den Einbruch der Stollen, die Entzündung giftiger Schwaden. Aber wehe den Bösen und Schlechten, den Bluchern und Säufern, den Unredlichen, welche Erze unterschlagen oder in fremden Gruben auf Raub bauen; ihnen erlischt unversehens das Grubenlicht, schlagende Wetter versehen ihnen den Ddem, vor und hinter ihnen brechen die Gänge ein, und ersäufen sie sammt ihren Schächten. Die Schachtgeister kommen auch selbst in schrecklicher Gestalt rasch durch die Gänge gefahren, warnen und drohen, lohnen und strafen, versehen die Bergschätze, versenken die Erznesten in die Tiefen.

Diese Erdgeistersippe ist dem Christenthume abhold und abgewendet, der Erlösung nicht theilhaft, eine Annahme der Sage, die sich außerhalb des Tirolerlandes wieder findet. Sie scheuen und fliehen das Geläute aller, nicht nur der Kirchenglocken, und senken sich sammt den Bergschätzen so tief hinab, bis dahin, wo kein Ohr es mehr vernehmen kann. In früheren Zeiten gab es keine Glocken in den Bergwerken, die nöthigen Zeichen der Seigerhütten wurden durch Klopfen gegeben, und wie man begann, neben die Zechenhäuser christliche Betkapellen mit Bimmelglöckchen zu bauen und

fleißig zu läuten, so nahm der Reichthum im Schooße der Berge auffal-  
lend ab. Ganz dasselbe erzählt man in Böhmen von den Bergwerken um  
Przibram.

Ein alter Bergknappe sagte: „Das helle Gold ist ein Werk des hellen  
Teufels, darum weicht es dem Klange der geweihten Glocken, und sinkt  
hinunter zu dem, dem es angehört, und es wäre besser auf der Welt,  
wenn niemals Gold auf sie herauf gekommen wäre.“

Die böartigen Stollengeister haben trotz dieser ihrer Eigenschaft  
doch nur Macht über böse Knappen, nicht über gute; dagegen sind es nicht  
schlimme Bergknappen allein, welchen sie Schaden zufügen können, sondern  
auch Bauern, die häufig von ihnen belauscht werden, wenn diese fluchen,  
liberlich leben, oder den Schachtgeistern selbst böses nachsagen. Dieser  
Glaube wurzelte so tief im Volke, daß es ein auch im übrigen Deutschland  
gäng und gäbes Sprüchwort:

„Unglück kommt über Nacht!“

unmittelbar auf diese Geister anwandte, und namentlich waren es Knappen  
und Bauern im Unterinntale, die, wenn sie sagten: „'s Unglück“, dar=  
unter einen bösen Schachtgeist verstanden, und es kamen daher die noch  
immer üblichen Redensarten auf, wenn jemand Ungehörliches redete:

„Still! 's Unglück steht vor'm Haus!“

oder auch:

„S' Nacht

's Unglück wacht.“

oder:

„Kinder, Kinder, bleib's fein zu Haus,

's Unglück paßt beim Thürl draus.“

Das wurzelte zuletzt so tief, daß ein kleines Mädchen, als es in der Schule  
gefragt wurde, was ein Unglück sei? antwortete: der Schachtgeist in der  
Hn. (Siehe über diesen unten bei den örtlichen Sagen.)

Zu den vielfach im Lande Tirol verbreiteten Haus-, Berg- und  
Schachtgeister sagen tritt auch noch ein romantisches Element in den  
Nachklängen alter Heldengedichte, und zwar in den „Rosengärten“, inson-  
derheit im Rosengarten des Zwergenkönigs Laurin. Die Bezeichnung „Ro-  
sengarten“ für hochgelegene, oft einsame und öde Gebirgsgegenden begegnet  
nicht in Tirol allein; auch der Thüringerwald z. B. hat zwischen dem Se-  
ligenthaler, Georgenthaler und Oberhofer Forst einen hohen und ausgebrei-  
teten Walddistrikt gleichen Namens. Wie aber Sage und Name vom König  
Laurin sich in der Nähe der Burg Tirol festhaft gemacht, ob sie aus dem  
Gedichte erst entstanden, oder ob der Dichter dieses sogenannten „kleinen Ro-  
sengartens“ dort seinen Stoff bereits vorbereitet fand, das zu erforschen,  
wäre gar nicht unverdienstlich.

## Oertliche Sagen von Elementargeistern.

## 1.

## Die Fai vom Sonnenwendjoch.

Nahе am Fuße des stolzauftragenden Bergstockes, welcher das Sonnenwendjoch trägt, eine über 8000 Fuß hohe Kalkalpe — liegen die Dertchen Brizlegg, Mehrn und Zimmermoos, auf der Vorgebirgsebene, von der die Alpbacher Achen zu Thale rollt, und die dort befindlichen Werke der Silber-, Zinn- und Bleischmelze, der wichtigsten Tirols, treibt. Dort wohnte eine Fai. Ganz in der Nähe liegt das Städtlein Mattenberg, an Ort und Stelle Rotenberg genannt, und über demselben lag einst eine stattliche Ritterburg, von der jetzt nur noch eine malerische Trümmer die Gegend schmückt. Einst ritt ein junger Ritter aus dem Schlößchen Mehrnstein über Mehrn zur Jagd ob jenem lieblich grünenden Gelände, und erblickte, nachdem er auf der Verfolgung eines Stück Wildes dem Fuße des Sonnenwendjoches ganz nahe gekommen war, die Fai des Berges. Diese sehen und sich sterblich in sie verlieben, war von seiner Seite ein, und auch die Fai trug ein fühlendes Herz im Busen, auch ihr gefiel der schmucke junge Rittersmann. Die Fai, die an äußerem Liebreiz völlig einer „Saligen“ gleich, schien auch, gleich den seligen Fräulein, eine Schirmhüterin des Wildes zu sein, denn sie gebot dem Ritter, von der Verfolgung desselben für immer abzustehen, wenn er wünsche, daß sie ihm Gunst schenken solle. Die Fai führte darauf den Ritter in ihr Reich ein, darin es des Herrlichen viel zu schauen gab, wunderklar rieselnde Quellen, friedlich weidende Thiere, nie verblühende Blumen, Grotten und Säle von Krystallsäulen getragen, mit Decken und Wänden von spiegelndem Marmor. Es schloß sich ein Bund der Herzen, und der Ritter empfing von der Fai ein Ringlein zum Pfande ihrer holden Gunst. Oft ritt er nun scheinbar zur Jagd aus, aber nie brachte er Beute heim; das wunderte seine Umgebung, denn er war doch sonst ein guter Schütze und gewandter Jäger, und hatte schon manchen Bär und manchen Ober mit kräftig gehandhabtem Jagdspeer gefällt. Auch fiel es auf, daß der Mehrnsteiner die nachbarlichen Edelhöfe gänzlich mied, und unvermählt bleiben zu wollen schien. Da geschah es, daß der Burgherr auf Schloß Mattenberg ein Vermählungsfest feierte, zu dem er auch seinen Freund, den Mehrnsteiner einlud, welcher Einladung dieser nicht wohl absagen konnte. Daher erschien er denn, und leider geschah dann noch mehr. Ein auch als Gast anwesendes schönes Fräulein aus Innsbruck bestrickte den Ritter, und schmeichelte ihm das Ringlein der Fai ab, das sie an seinem Finger funkeln und glänzen sah. Von Minne bethört, gab der Ritter das Ringlein hin, ohne daß ihm der gehoffte Lohn dafür ward.

Von Schaam und Reue über seine Treulosigkeit ergriffen, eilte am frühen Morgen der Ritter zum Fuße des Sonnenwendjoches, da sah er, wie vor ihm her ein weißes Reh sprang, und die alte Jagdlust erwachte in ihm, er verfolgte das Reh, aber es floh bis zu der ihm wohlbekannten Stelle, an der durch ein Anklopfen mit dem Ringlein an eine Felswand sich das Thor öffnete, das den Eingang in das Reich der Fai verschloß. Erschrocken stand der Ritter am starren Fels, denn er hatte ja das Ringlein nicht mehr. Plötzlich stand die Fai vor ihm, würdevoll, ernst, nicht zürnend, aber trauernd. Sie hielt das Ringlein in ihrer zarten Hand.

Du bist nicht treu, sprach sie: Du schwurest, stets nur an mich zu denken, mein Ringlein nie in eine andere Hand zu geben, nie eines meiner Thiere zu verfolgen, und dreifach brachst Du mir Dein Wort. Fahr' wohl! Die Fai schwand weg, und der Ritter fuhr nicht wohl. Kaum hatte er die Stelle bestürzt verlassen, so schoß eine Mure von der steilen Bergwand nieder und überschüttete donnerprasselnd mit zahllosem Gestein eine weite Strecke. Darauf ist der Ritter sehr traurig geworden, aus seiner Heimath hinweggezogen — sie sagen nach dem heiligen Lande, und ist niemals wieder heimgekehrt.

## 2.

### Die Fai von Glaiten.

Ein alter Einwohner von St. Leonhard im Passierthale, mit welchem Orte die Gemeinden Glaiten und Schlattach, ersteres auch mit einem alten, dem heiligen Hyppolytus geweihten Kirchlein in Verbindung stehen — Hyppolytus war unter Kaiser Decius Kerkermeister, derselbe, der den heiligen Laurentius gefangen hielt, von diesem bekehrt, und dann von Pferden zu Tode geschleift wurde — hat erzählt:

Auf den Abhängen von Glaiten hat man früher eine schöne Fai gesehen. Sie war keine selige Bräule, schon nach Anzug und Lebensart nicht, sondern eine solche mächtige Person, wie man's von Fee'n in alten fremden Büchern liest.

Diese Fai hatte eine goldene Krone auf dem Kopfe, und eine Wünschelruthe in der Hand, mit der die Fai alles, was sie damit berührte, in Gold verwandeln konnte. Niemand konnte sie sehen, und kann überhaupt die Faian sehen, als ein Sonntagskind, wenn selbiges rein und fromm aufwächst. Sobald es eine schwere Sünde begeht, ist's vorbei mit dem faianschauen.

Bei der Fai befand sich stets eine weiße Natter, die züngelte beständig dahin, wo Erzgänge unterm Boden hinstreichen. Wer zur guten Stunde die Fai und die Natter sieht, und ein Sonntagskind ist, kann gar wohl zu großem Glück gelangen, man hat aber noch nicht viel von reinen Sonntagskindern gehört.

So erzählte der alte, geschickte und belesene St. Leonharder in treuherziger Weise. Der „weißen Matter“ begegnet man in vielen Sagen als mythische Erz- und Schätze-Hüterin. Bei Schweinfurt in Franken weinte eine solche Schlange Perlen, und hütete einen großen Schatz\*).

## 3.

## Die Zausenfai.

Unterm Joche des Zausen, eines über siebenthalbtausend Fuß hohen Berges in Passaier wohnte auch eine Fai. Diese verliebte sich in einen jungen Ritter von der Zausenburg, die am Fuße des genannten Berges liegt, und einst der Sitz der Herren von Passaier war. Sei es aber, daß des jungen Ritters Herz nicht mehr frei war, oder daß die Minne eines Elementargeistes ihm Grauen erregte, genug, er wollte nichts von dieser Liebe wissen. Die arme Fai wurde darüber zum Tode betrübt, verwandelte ihre Gestalt in die einer Bettlerin, schlich trüb und kummervoll umher und um die Wege, die der Ritter gewöhnlich zog, und verbarg sich einst auch in der Hütte eines Kalkbrenners, bei welcher der Ritter bisweilen gern sein Roß anhielt, da derselbe Mann vordem sein Knappe gewesen war. Als dieß nun eines Tages wieder geschah, und der Ritter nach einem Trunke Wasser verlangte, brachte das die verwandelte Fai und ließ eine Perle in das kühle Raß im Becher gleiten. Während der Ritter trank, verwandelte sich die Fai in ihre wahre Gestalt, und jetzt erschien sie ihm wunderschön, die Perle hatte die Bluth gefeit, daß sie ihm durch Herz und Adern wie siedendes Feuer brannte, und ihn mit voller Liebesgluth entflamte. Die schöne Schänkin, welche vor ihm stand, schien ihm höchst begehrenswerth, er umfaßte sie, hob sie auf sein Roß und sprengte mit ihr von dannen, der Zausenburg zu.

Alein es ereignete sich gar wunderbares — seine holdselige Beute schwand ihm aus dem Arme, er wußte nicht wie und wohin sie kam — er ritt und ritt, und erreichte nimmer sein Schloß; das Roß brach todmüde geheht unter ihm zusammen, und starb. Der Ritter suchte nun zu Fuße seine Heimath und fand sie nimmer. Er war in einem gänzlich fremden Lande, kannte niemand und niemand kannte ihn. Er mußte seine reiche Tracht verkaufen und mit geringer vorlieb nehmen, um zu leben, zuletzt zog er als ein Bettler durch's Land. Arm, elend, schwach und krank erreichte endlich eines Abends der Ritter die Wohnung des Schmieds im Kalmthale, wo er halbtod vor Mattigkeit und Hunger auf einen Haufen Strohes niedersank. Jetzt endete die Zausenfai die harte Buße des von ihr Geliebten für ihre erste Verschmähung; sie erschien ihm wieder in ihrer Huld und

\*) S. Bechstein: Deutsches Sagenbuch 817.

Liebllichkeit; da waren wieder schöne Kleider für ihn, und das Noß war nicht tod, sondern lebend da, und alles, was ihm Hartes wiederfahren war, und ihm so lang gedünkt hatte, war nur ein böser Traum gewesen. Er führte nun freudig seine Fai nach der Zausenburg, verband sich mit ihr für immer, und lebte glücklich und gesegnet, doch ohne männliche Leibeserben, denn nach seinem Ableben verschwand die Fai, die Zausenburg ging an das Geschlecht der Herren von Fuchs, denen auch der Sandhof zugehörte, durch Heirath über, noch später kam das stattliche Haus in bäuerlichen Besitz und verfiel zusehends.

## 4.

## Die strafende Fai.

Auf der Ostseite des Passierthales liegt das Prantachvorgebirge, nicht weit davon ist in der Höhe die Alpe des vormaligen tapfern Sandwirth Hofer gelegen. Dort saß am Rande einer Felsenwand ein Kind und spielte. Dem Kinde gesellte sich eine Fai, die aus dem Fels im schönen Schmuck heraustrat, auf dem Kopfe einen Kranz von Bergenzianblumen und Edelweiß. Die Fai setzte sich zu dem Kinde nieder und spielte mit ihm. Sie zog aus einer Tasche von Ritzfell kleine, glatte Steinchen, sogenannte Fernerkörner; sie sind anzusehen wie zarte Kiesel, fast mit Opalglanz, und das Eis der Gletscher hat sie glatt geschliffen und gerundet. Mit solchen Steinchen warfen nun die Fai und das Hirtenkind gemeinsam nach einem Ziele, bis die Steinchen alle waren, und die Fai wieder verschwand. Das Kind, ein Knabe, las die Steinchen sorgsam auf und brachte sie mit nach Hause; es waren deren viele, und da sie sich über Nacht in Gold verwandelten, so besaß dieser Knabe einen bedeutenden Schatz, welcher ihm sorgfältig aufbewahrt wurde. Als aus dem Knaben ein Jüngling geworden war, nahm er sein Faiengold und verließ seine Heimath, die Welt zu sehen, und die Welt hauchte ihn an mit ihrer Verderbniß und ihrem Laster. In die Heimath zurückgekehrt, geizte der Jüngling nach mehr solchen Fernerkörnern, die sich in Gold verwandeln sollten, denn sein Schatz war verstreut auf den schlechten Wegen, die er gewandelt war; nur das Gold, nicht die Fai, dessen gütige Geberin, trug er in Gedanken. Er fand auch keine Fai an jener Stelle, sondern eine Dirne aus dem Thale, welche Kräuter sammelte, der er sich alsbald mit Liebkosungen zugesellte, die nicht ehrbar waren, die jenes Mädchen aber sich willig gefallen ließ. Bevor aber Weiteres erfolgte, stand die Fai hocherzürnt vor dem Pärchen, verabreichte der Dirn' eine derbe Watschn ins Angesicht, und kugelte den Burschen die Felswand hinab, allwo er das Genick brach und tod hinweggetragen wurde. Der Dirne blieb im Gesicht ein feuerrothes Wahlzeichen, das sich, als sie sich später verheirathete, auf alle ihre Nachkommen bis in das vierte Glied vererbte. Von

der Familie des Burschen starb ein Mitglied nach dem andern, und als den letzten männlichen Sproß dieser Familie an einem heißen Sonntage just in der Nähe jenes Fainfelsens der Schlag rührte, gebar jene Frau wiederum ein Mädchen, und zwar dieses — ohne Wahl. Jenem Sterbenden aber erschien die Fai, und erleichterte ihm seinen Tod, und weinte. Nachher ist nie mehr etwas von ihr gehört noch gesehen worden.

Brantach im Passeierthale ist nicht, wie schon andern Erzählern dieser Sage wiederfahren, mit Brantach im Kaunserthale zu verwechseln.

## 5.

### Das Fräulein vom Ziereiner-See.

Hoch auf dem Sonnenwendjoch, zwischen dem Innthale gegen den Achenthaler-See zu liegt der reich von Sagen umklungene Ziereiner-See, auch Irbein-See, rings von grünenden Alpenmatten umgeben, die von Alm- und Kaserhütten übersät sind. Der See ist kesselrund und nach der Sage des Volkes unergründlich, von grotesken Felsformationen, die mit Juntern (Legföhren) überwachsen sind, umgeben, und diese Umgebung ist voller Riesenspalten, Niesenwände, Felshöhlen und Knappenlöcher. In einer Viertelstunde ist der See zu umgehen, der in seinem Grunde dunkelschwarze Forellen birgt, ähnlich oder gleich den sogenannten Ickern „Schwarzreitern“ des Königssee's hinter Berchtesgaden unterm Wapmann. Neben dem See geht eine Höhle tief in das Felsgestein, die Höhle-Seehöhle geheißt; wer sich hineinwagt, gelangt zu einem unterirdischen See, der manchen Schatz birgt, und seit langen Jahren der Aufenthalt eines Seefräuleins ist, von welchem viel erzählt wird. Etwas weiter davon liegt die „Grausenhöhle“, die ein weites, unheimliches und äußerst verrufenes Felsengewölbe bildet, und von der die Sage geht, daß jeder Sterbliche, der sich hineinwagt, mit einem Hagel von Steinwürfen, von unsichtbaren Händen geschleudert, empfangen wird. Dort in der Nähe ist auch die schon oben S. 84 erwähnte Nixhöhle befindlich, in welcher „der weiße Nix“ oder das „weiße Nichts“ bricht, das seinen Namen davon hat, weil selbst ein großes, ausgebrochenes Stück dieser Bergmilch getrocknet, so leicht wird, wie Magnesia.

Das Fräulein des Ziereiner-See's hatte sich das ganze Ufer des See's zu einem lieblichen Garten umgeschaffen, fremde Zierblumen gepflanzt, zierliche Grotten angelegt und ausgeschmückt mit Muscheln und Krystallen, und begabte nicht selten die Hirten, die auf jenen Almen ihre Heerden weiden ließen, mit Gegenständen, die ihnen nützlich waren. Die Forellen des See's fütterte das Wasserfräulein mit Goldkörnern, und ein Metzger zu Münster schwur hoch und theuer, daß selbst die Kühe, die aus dem Ziereiner-See tranken, Goldkörner bei sich führten.

Einst schritt ein Gamschütz aus Münster oberhalb des See's auf dem

Gemspaß, der sah die Wasserfrau in all ihrer Schönheit, wie sie die Blumen ihres Gartens goß und pflegte, und bewunderte den irisfarbigen Perleenschimmer ihres weißen Kleides. Mit einem Male sah der Schütz aus einem Felsloche hart am See einen großen, grünen, gräulichen Drachen, der seinen klasterlangen Hals hervorstreckte, endlich ganz herauskroch, die Flügel entfaltete, den Rachen weit aufriß, und auf das Fräulein losstürzen wollte. Im Nu ließ der Alpenschütz eine bekreuzte Kugel in seinen Stutzen rollen, stieß sie fest mit drei Ladenstoßköpfen im Namen der heiligen Dreifaltigkeit, legte an, zielte gut, und schoß den Drachen mitten durch den Kopf, der sich jetzt tod vom Fels herab dicht zu des SeeFräuleins Füßen wälzte. Freudig eilt auch der Schütze hinab, da grüßt ihn das SeeFräulein voll Dank und Rührung, doch ohne Worte, führt ihn in das Innere ihres Aufenthaltes, die Seehöhle, und zeigt ihm reiche Schätze, die sie ihm bestimmte. Dann tauchte sie in die Tiefe nieder. Jener Alpenjäger hat dann nach und nach großen Reichthum aus der Seehöhle getragen. Ob er auch glücklich geworden, davon wußte der Hirte auf der nahen Pangart-Alpe, der diese Sage erzählte, nichts zu berichten.

## 6.

### Wasserweibele im Wilder-Mieminger Alpensee.

Hinter Telfs an der Poststraße von Imst nach Innsbruck führt ein Fahrweg über den Miemingerberg in einer halben Stunde nach Wilder-Miemingen, ein Dorf von 70 Häusern, das von seiner sonnigen Höhe eine herrliche Aussicht auf Innsbruck und dessen Umgebung hat. Die Gemeinde besitzt zwischen Viberwier und Ehrwald im Gebirge eine prächtige Alpe, die nach ihr genannt ist, und auf der sich ein kleiner Alpensee befindet.

Daß in diesem Wilder-Mieminger-Alpensee ein Wasserweibele wohne, ist seit Jahrhunderten eine dortige Hirtensage. Bisweilen läßt sich's blicken und schwebt wie perlmutterfarbiger Silbernebel über den kleinen See, wächst hoch, macht sich klein, schwebt hierhin, schwebt dorthin, und wenn das geschieht, wird es herrliches Wetter. Bisweilen aber gewahrt man nichts vom Wasserweibele, wohl aber brodelt der See und wirft Blasen auf, obgleich er ganz kalt bleibt, dann wird das Wetter grundschlecht.

Einmal kam zwei Gamsjägern das unselige Gelüst, das Wasserweibele dieses See's zu fangen. Sie legten eine Laß (Schlinge) von Draht an die Stelle, an welcher das Weibele, wie sie wußten, bisweilen gern an das Ufer ging, und steckten sich selbst hinter einen Stein, um schnell zuspringen zu können, wenn das Weibele herauskäme. Es kam selbiges aber nicht heraus, und in der Früh fragte der eine Kamerad den andern, der ganz still blieb: Schlafft d' Sepperl? — Jener antwortete nicht, dieweil er mausetod war. Darauf ist dem Andern und allen Andern vergangen, je-

mals das Wasserweibele fangen zu wollen, und es prophezeit dasselbe das Wetter den Hirten auf der Wilder-Mieminger Alpe noch bis heute.

## 7.

### Das Fräulein vom Montigl-See.

Ueber dem Orte Girlan, in der Nachbarschaft von Bogen, und zwar  $\frac{1}{2}$  Stunde östlich davon dehnt sich der Mittelberg mit etwas kahl ansteigendem Rücken ziemlich lang nach Kaltern hinüber, droben aber ist prächtiger, vogelgesangdurchflungener Wald, und Wild fehlt auch nicht. Hier zehn herrliche Winzerhöfe, darunter besonders der stattliche „Schreckenbüchl“ mit hübscher Kapelle, reizendster Aussicht und ergiebiger Weinleite schmücken das Berggelände.

An der breitesten Stelle des Mittelberges, eine Stunde von Girlan liegt ein Dörflein: Montigl (monticulus), in dessen Nähe zwei krystallklare Bergseen, der große und der kleine Montigler-See genannt, ruhen, in deren Schooße eine Fischhart, der „Birschling“ lebt und äußerst beliebt ist.

Kam ein Girlaner Weinbauer nach Bogen und kehrte beim Schlußwirth ein; da grüßte ihn gleich spöttlich und lachend ein Gast: Na grüeß di Gott Groteler! Was machen die Frösch und die Groten in eurer Pfütz? Geben sie noch fleißig Gratiscconcert? — spielte damit auf etwas den Girlanern Mißliebigen an, darob es schon zum öftern harte Schlägereien und blutige Köpfe zwischen Girlanern und ihren Nachbarn gesetzt; dieser selbige Girlaner aber war gescheidt und lachte, und antwortete: Hab'ts gerad an Reid, ös Rauber! Drum mach'ts engt Luft! Was macht denn eure Lumpazi-Organisation mit ihrem Hauptmann? Von wegen unserm Moos habe ma dafür einen Mittelberg und den Schreckenbüchl, und die Montiglersee'n mit den besten Fischen drin und dem schönsten Seefräulein im Land, das uns Segen bringt, und die ihr und all euer Geld nicht kaufen könnt, ihr Bogner Pfefferkrämer!

Fast wäre es auf diese Worte zu etwas hitzigem gekommen, aber der Girlaner trank aus und ging weiter. Ein Alpenwanderer, der das Scherzgespräch mit angehört, folgte ihm und brachte die Rede auf die Montiglersee'n und deren Fräulein. Darauf erzählte der Girlaner, wie sein Großvater einst habe in der Nacht Birschlinge heimlich aus dem See fischen wollen (fischen und stehlen als gleichbedeutend brauchend); mit einem Male aber sei der Alte grausam derschrock'n, denn das Seefräule sei leibhaftig auf dem Wasser gestanden, und habe ihn weggewunken. Da habe der Alte abgelassen vom fischen, und Kindern und Enkeln bei Leib und Leben verboten, Nachts an den See zu gehen. Ein Anderer, der doch hingegangen sei, sei nicht zurückgekehrt, nach neun Tagen aber habe sein Leichnam oben auf dem Wasser geschwommen. Das Seefräulein sei sonst gar gut und fein, die Fischdiebe aber möge es nicht leiden.

Jetzt wissen das auch alle, und niemand wagt sich zur Nachtzeit an die stillen und abgelegenen unheimlichen See'n, die von Wald umsaumt, und so dicht von Seerosen überbreitet sind, daß man im Sommer vor Blättern und Blüthen kein Wasser sieht.

Auf diesen Blättern vermag das Seefräulein zu schreiten und zu wandeln, so leicht und ätherisch ist es, aber nur wenige sind seines Anblickes theilhaft geworden.

## 8.

### Das Fräulein von der Maienburg.

Ohnweit Meran birgt am Mittelgebirge unter Nebenlauben das Dörflein Böllan seine zerstreuten Häuser; darüber hebt sich das uralte Schloß, die Maienburg, mit reizender Fernsicht durch das Etschthal bis Siegmundskron über Bogen hinab. Die Burg soll ein Römerbau sein, ein alter Thurm aus Sandsteinquadern zeuge dieß; im Mittelalter haben die Eppaner, Graf Albrecht von Tirol, die Brand's und andere Geschlechter sie besessen.

Ein umfangreicher See, der „Schloßsee“ genannt, half den Schloßgarten schmücken, umgeben von riesigen Kastanienbäumen; der See war glasrein, jetzt ist er versumpft und unscheinbar geworden. Noch steht aus alter Zeit ein bewundernswürdig-großer Feigenbaum am Ufer.

Auch in diesem einst so reizenden stillen Gewässer wohnte ein Seefräulein von wunderbarer himmlischer Schönheit, und der liebereizendsten Gestalt, nur bleich vom Antlitz. Gern und nicht selten lustwandelte dieses Fräulein am Uferande seines See's, oder saß an demselben, ließ sich sehen ohne Scheu, und dankte selbst mit stillem Neigen des Hauptes den Grüßenden; nahten aber freche Personen, so tauchte das Fräulein schnell in die Tiefe hinab. In Mondnächten konnte man das Seefräulein gewahren, wie es sich mit den Blumen im Schloßgarten beschäftigte, oder still und wie andächtig lange empor nach den Sternen blickte.

Eine der Herrinnen des Schlosses ließ an die schönsten Punkte des See's Ruhebänke aufschlagen, dafür fand sie auf diesen oft prächtige Sträußer ganz unbekannter Blumen, auch Meeremuscheln und Korallen für sie hingelegt. Dadurch knüpfte sich eine stille Freundschaft zwischen dieser Schloßfrau und dem Seefräulein, und das letztere gab manche Zeichen seiner Theilnahme am Gesichte der Bewohner des Schlosses. Wenn ein Unglück, oder eine Fehde drohte, wallte der See auf, und im reinen Antlitz des Fräuleins, das sonst so klar war, wie der unbewölkte Himmel, zeigte sich ein Zug von Schmerz, bis das Nebel vorüber war.

Da geschah es, daß die gute Schloßfrau starb, darauf hat niemand wieder das Seefräulein heitern Antlitzes gesehen.

### Das gefangene Seefräulein.

Auf der Mainburg lebte ein Ritter von zügellosen Sitten, der sich mit einem Schwarme roher Kumpane umgab, und mit diesen verabredete er bei einem Trinkgelage, das Seefräulein zu fangen, das in dem See im Burggarten wohnte, und bisweilen diesem entstieg und an das Ufer kam.

Da man die Zeit und Stunde kannte, zu welcher das Fräulein sich sehen ließ, so wurde derselben wahrgenommen, und der Fang gelang in der That. Das Seefräulein wurde umstrickt und dem rohen Ritter überliefert. Dieser, ganz geblendet und hingerissen von ihrer überirdischen Schönheit, faßte alsbald nach ihr und wollte sie küssen; sie wehrte sich mit aller Kraft, blieb aber machtlos; da — wie der Ritter sich ihr ganz näherte, da traf ihn ein so seltsamer Blick aus Augen wie von meergrünem Glas und aus einem todbleichen, todstarren, todkalten Antlitze — daß ihm das Blut im Herzen gefror. Er taumelte zurück, stürzte zur Erde und war tod. Als die Kumpane sich um ihn vergebens bemüht hatten, und sich nach ihrer schönen Gefangenen umschauten, war diese verschwunden. Da enteiltten sie dem Schlosse, einer nach dem andern, und kamen niemals wieder. Das Seefräulein aber blieb, nach wie vor, pflegte seinen Garten, und pflanzte ganz auserlesene Blumen an, die wie Edelsteine und Schmetterlingsflügel in den buntesten Farben glänzten. Als aber endlich im Laufe der Zeit der schöne See gänzlich vernachlässigt und zu einem Frosch- und Krötenpfuhl wurde, hat ihn das Seefräulein verlassen, und niemand weiß, wohin es sich gewendet. Doch geht die Sage, daß es einen Schatz zurückgelassen habe, den einst eine verlassene Waise von makelloser Sittenreinheit und völlig tafelfreiem Lebenswandel heben soll. Der Schatz ist noch nicht gehoben.

### Die Niederjöchler.

Von Fend im Dethale führte in Pfad über den Niederjochferner nach „Unser lieben Frau“ im Schnalsertthale. Auf jenem Ferner wohnen Eismandln, die man all dort auch „Eisnörgglein“ oder insgemein „Niederjöchler“ nennt. Hoch oben auf dem Niederjoch steht ein Marterl. Dort geschah es, daß ein Hirte im Unwetter und bei strenger Kälte verirrt und keines Weges mehr kundig, todmüde sich auf einer Steinplatte niedersezte, und dem Tode des Erfrierens schon ganz nahe, einschlies. Mit einem Male rüttelt es und schüttelt es ihn, und wie er auffährt aus dem erstarrenden Schlummer, stehen zwei Niederjöchler vor ihm, fassen ihn an und schleppen ihn bis zum Abstieg ins Schnalsertthal; durch die Bewegung wurde der Hirte wieder frisch und kam gerettet zu Thale. Das hat derselbige Hirte,

der hernach noch lange lebte, nie vergessen und hat's oft erzählt, und hat auch Gott zum Preise für seine Rettung jenes Märterl setzen lassen, das noch heute steht.

## 11.

### Die Eismännln am Niederjoch rächen Untrene.

Ein Bauersohn vom Rosenthal spann Liebshaft an mit einer armen, aber braven Dirn' vom Schnalsferthal. Bei der „Schwärz“ (schwarzen Wand am Niederjochferner) schwur er ihr ewige Treue und die baldige Heirath zu. Es währte aber gar nicht lange, so vergaß der Bursche seinen Schwur, und freite, von der Sucht nach Mammon verblendet, eine reiche Dirne aus Schnals, die aber von schlechten Sitten war. Gar sehr grämte sich darüber die Verlassene, und als der von ihr noch immer geliebte treulose Freier drüben in Schnals seine Hochzeit gefeiert hatte, und der Brautzug mit Sang und Klang über das Joch herüber ins Rosen-Thal ging, da saß jene trauernd und bitterlich weinend, an der Schwärz. Und da rächten sie die Niederjochler, denn ein Sturm erbrauste plötzlich in den Schlünden des Finail, und fuhr über's Niederjoch, und der Ferner krachte, und ein Eis-spalt öffnete sich quer über den Weg jener Neuvermählten, und sie sanken rettungslos in die Tiefe. Als das alles vorüber war, lag am gebrochenen Herzen gestorben, die so bitter getäuschte Maid tod an der Schwärz. Da fasten die Eismännln sie an und huben sie auf, und trugen sie hernieder, und begruben sie bei Unser lieben Frau in Schnals\*).

## 12.

### Die Wettermacher am Zauerberge.

Am Zauerberge im Pusterthale verstieg sich auch einst ein Hirte gleich jenem auf dem Niederjoch. Er suchte ein Paar Schaaf, die sich verlaufen hatten, und fand das eine in ein Geklüft des Zauerferners hinabgefallen. Im Bemühen, das Thier zu retten, strengte er sich auf das heftigste an, und wurde darüber so matt und kraftlos, zumal sein Lebensmittelvorrath zu Ende war, daß er nicht mehr aus der Klust herauskonnte, und im Bewußtsein, seinen Geist aufgeben zu müssen, aus Hunger und Schwäche in Ohnmacht sank. Gleichwohl kam der Hirte nach einiger Zeit wieder zu sich, und fand sich in einer Schäferhütte im Trippacherthale. Dort erzählten ihm die Hirten, sie hätten deutlich gesehen, wie ihn drei Wettermacher, schnee-weiße, uralte, tiefernste Männlein, vom Ferner herab und hieher getragen

\*) Vergl. Jos. Nep. Mitter v. Alpburg Alpenzither. Innsbruck 1808. 2. Aufl. S. 141 u. f. w. Die Eismännchen.

haben. Die Bergesalten hätten aber kein Wort gesprochen, stumm hätten sie ihn gebracht, und stumm wären sie wieder hinweggegangen.

Alte Hirten wollen nicht selten einen Wettermacher gesehen haben, der sich um die „hohe Spiz“ aufgehalten, die in Mitten weiter Eisfelder steht, und von da sei der Alte bald ins Pusterthal, bald ins Zillertal hinabgestiegen. Was er drunten gethan, wisse Niemand. Aber ein Zwerglein sei das nicht gewesen, sondern ein halber Nies', den sie nur den Eismann geheißten.

## 13.

### Die Alten am Greiner und an der Löfflspiz.

Auf diesen hohen Alpenbergen, die Löfflspiz zählt 9400 Fuß Höhe, und der Greiner 8800, hausen auch sogenannte „Alte“. Zwischen beiden Hochbergen senken sich die Thaltiefen der Floiten und des Zemmgrundes zum Durthale und Zamserthale hinab, die dann weiter abwärts in das Zillertal ausmünden. Vieles wissen die Hirten von Stillup und Floiten von jenen Alten zu erzählen, aber theilweise ist ihren Erzählungen jene naturwüchsigte Heiterkeit aufgeprägt, welche die Bewohner des Zillertales und vorzugsweise die der Dur charakterisirt, daher gestalten sich diese Sagenbilder mehr humoristisch, als ernst.

Die Alten dieser Höhen werden geschildert als uralt, weißhaarig, weißbartig, starkknochig, in Bauertracht und mit grünen Strümpfen versehen. Sie tragen Wetterhüte, machen Wetter und vermögen sich beliebig in jede Gestalt zu verwandeln. Der Alte der Löfflspiz hat insonderheit eine Angewohnheit, die ihn, wo nicht schlimmer, doch außerordentlich menschlich erscheinen läßt. Er raucht mit ganz besonderer Vorliebe recht stinkenden Bauerntabak, und da selbes edles Kräutlein, von den gelahrten Botanikern *Nicotiana rustica* genannt, sich durchaus nicht zum Edelweiß der reinen Alpenhöhen paßt, und da droben nicht wächst, so sieht es der „Alte“ gar gern, wenn bisweilen ein Hirte ihm sein Pfeiflein stopft, belohnt auch solche Wohlthat mit vieler Güte, und hält Hagel und böse Schneestürme ab von der Almhütte, wie von der Wohnung im Thale. Häufig sieht man einen oder den andern „Alten“ Wetter beobachtend oder Wetter machend, auf dem Schaafkar oder auf aussichtreichen Felsvorsprüngen sitzen, den Hut tief ins Gesicht, und Wölkchen aus seinem Pfeiflein in die Luft entsendend. Man sagt ihm auch nach, er habe guten Appetit und fräße wie ein Lorgg.

Sonst war es Brauch und Sitte, bei der Abfahrt von den Alpen im Herbst etwas Butter, Käse und Brot in der Almhütte zurückzulassen, die Thüren blieben ohnehin unverschlossen, und so fanden die alten Wettermacher im Winter Unterstand und Nahrung, deren sie sehr wenig bedurften, und blieben der Alpe, auf der man sie gut bedachte, fein gewogen.

### Das Wichteles auf Compatsch.

Wer die Poststraße von Nauders nach Reschen oder umgekehrt von Reschen nach Nauders fährt, am Ende des Wintschgau's und dem Ober-Innthale schon nahe, der kommt an einem hübschen Gasthaus am Wege vorüber, welches den minder hübschen Namen „Fuhrmannsloch“ führt. Steigt man von da eine halbe Stunde aufwärts durch einen Wald zum Mittelgebirge empor, so wird der Hof Compatsch erreicht, der jetzt „Luzhof Compatsch“ genannt wird. Nebenbei liegt ein anderer Hof, der heißt „Wipfl“. Dahinter streckt sich am Fuße riesiger schwarzer Berghöhen voll abenteuerlicher Formen und Spitzen eine große Alpe, die Kasalpe aus, zu welcher man vom „Fuhrmannsloch“ aus über das sogenannte „Bödele“ bequem gelangen kann. Die Alm gehörte früher zum Hofe, daher sie auch noch Compatsch-Alm genannt wird, und letzterer wurde von der Herrschaft nebst aller Grundstücke-zubehör an die Gemeinde Nauders käuflich abgetreten, mit dem Vorbehalt, daß die Compatschhofbesitzer sammt dem daneben liegenden Hofe ihr Vieh frei zur Alm austreiben dürfen, auch so viel Dünger von der Alm beziehen mögen, als ihre Wirthschaft drunten im Thale erfordert.

Nun ist seit Menschengedenken Hof und Alpe berühmt in jenem Thale, und zwar wegen eines dort hausenden Wichteles, das im Sommer mit dem Vieh auf die Alm zieht und im Herbst wieder heim und auf den Hof kommt. Dieses Wichteles ist sehr hülfreich, sehr thätig und arbeitsam, aber auch eben so neckelustig. Manchen Jäger oder Hirten ist es schon, nach Art des Biersefels deutscher Sagen, auf den Rücken gesprungen und hat sich gute Strecken weit tragen lassen; nicht selten hat man Kinder vermißt und sie all Enden gesucht, und als dieß lange genug geschehen war, hatte sie das Wichteles in den Hühnerstall eingesperrt. Dofters auch hat besagtes Wichteles, wenn es die Knechte tücken wollte, die Kühe an einander gekettet, und die Ketten so kunstreich verschlungen, daß sie nur mit großer Gefahr für das Vieh und mit nicht minder großer Geduld gelöst werden konnten. Nächstdem hat das Compatsch-Wichteles noch eine ganz besondere Neigung und Liebhaberei. Es nimmt alle Stogen, Brenten und sonstige Holzgeräthe, die es vorfindet, und stellt sie kunstreich auf einander, und diese Säulen fallen nicht um, und wenn sie zweimal so hoch wachsen, wie das Haus des Gehöftes ist. Ebenso ist schon erlebt worden, daß dieses geschickte „Hoamzwerge“ auf einen gewöhnlichen Dreifuß alle auf dem Hofe zu erlangenden Pfannen gesetzt, und gleichzeitig in jeder eine andere Speise gekocht hat.

### Wörggl-Nache.

Auf dem Berge über Burgeis, auch im Wintschgau, hauste ein Wichtlein oder Wörgglein von etwas verliebter Complexion; solche gab es ehedessen

und giebt auch deren immer noch. Nun hatte sich das Wichtl just in die schönste Bauernbirn' in Burgeis vernarrt, die nur den kleinen Fehler hatte, daß sie ein wenig lahm ging. Der Zufall wollte, daß ein Bursche ihr geneigt wurde, und sie hinwiederum ihm, der mit demselben Naturfehler behaftet war. Der Moriggl warb förmlich um die Dirne, erhielt aber ob seines gar häßlichen Aussehens von ihr sowohl, als von ihrem Vater einen Korb, und bald darauf feierte das junge, so gut zusammenpassende Paar seine Hochzeit. Als aber der Brautzug durchs Dorf ging, saß der Moriggl auf dem Mäuerlein um die Linde, schlenkerte mit den krummen, grünstrümpfeten Beinchen und sang grölzend:

„S Dirndl hoat oan tschirgaten tschirgaten Gang,  
Da kamat'n zwoa Tschirgatö Tschirgatö z'samm.“

Darob weinte die Braut gar lange, daß der neidische Moriggl sie und ihren Bräutigam so vor dem ganzen Dorfe verschimpfte, doch dachte sie, damit sei nun des Moriggls Rache gesättigt; dem war aber leider nicht so, denn als sie Mutter ihres ersten Kindes geworden, verzog \*) der grausame Moriggl ihr dasselbe, und legte dafür eine häßliche Kröte in das Kindbett, darüber sich die junge Wächnerin so sehr entsetzte, daß sie bald darauf starb. Nie sah man den Moriggl wieder und nie das Kind.

## 16.

**Das Wichtl vom Imster-Berg.**

Am Imster Berg, überm Dorfe Imsterberg oberhalb Imst, rechts des Inn, hauste ein Wichtl, das hatte sich in die Schönheit einer jungen Bauernbirne aus Pöll verliebt, theilte aber mit jenem Burgeiserberg-Wichtl das gleiche Loos, keine Gegenliebe erwecken zu können, was dem Mädel nicht zu verdenken war, denn er war ein schwarzhareter Zottel, und sie war schön wie das Tageslicht. Wann sie ihm nun einmal wieder beim Heimgart die Thüre gewiesen, so seufzte der Wichtl in seiner Felshöhle zum Steinerbarmen. Vergebens brachte er Liebesgaben vom Berge ins Thal, Blumen und Schneehühner, und glitzernde Erzstufen; es hieß so recht auch bei ihm, wie bei so manchem andern guten Jungen und Alten, der heiß und zärtlich minnet: „Der Liebe Mühe ist umsonst.“ Zuletzt fügte die Dirne unkluger Weise zu ihrer beharrlichen Weigerung auch noch den Hohn, und dieß war Grund genug, des Wichtls heiße Liebe in brennenden Haß umzuwandeln. Der Wichtl wartete seine Zeit ab, und an einem Lichtmefabende, als die Dirne zufällig ganz allein zu Hause geblieben war, machte er ob seiner Höhle eine große Schneelawine los, setzte sich darauf mit hochgehobenen Füßen, mit dem Rücken halb ausliegend, wie die Wildschützen und Jäger

\*) Ein Kind verzichen heißt im Tirol nicht es übel erziehen, sondern es stehen.

thun, wenn eine Lawine sie erwischt, und fuhr so mit ergrimmtem Gesicht, doch unter lautem Lachen auf das Haus der Dirne nieder. Die Lawine zerdrückte alles kurz und klein, schob das ganze Haus mit sich fort, und schleuderte es über eine Felswand bis in die Thalsohle des Inn nieder, daß alles jämmerlich zu Grunde ging. Nach so vollbrachter Missethat kam dem Wichtl die Reue; er grub die Geliebte aus dem Schnee und sah die Entseelte lange mit Blicken voll tiefer Wehmuth an, dann trug er sie an ein Crucifix, weinte laut, und schwand für immer hinweg.

## 17.

**Das Starckenberger Schloß-Wichteles.**

Auf dem Schlosse Starckenberg ohnweit Imst war, als es noch in seiner alten ritterlichen Herrlichkeit bestand, ein Bauer Pächter der dortigen Pauschaft, den man nur den „Schloß Dasl“ hieß. Dieser Mann, von dem noch weibliche Nachkommen leben, z. B. Bötti's Weib zu Tarrenz und die Bäuerin am „Baustadt“ gleich unterm Schloß, starb vor achtzig Jahren, und schon ist sein Grabstein verwittert, aber dennoch spricht man noch vom „Dasl“ und dem Wichtl, das bei ihm gewohnt, Freundschaft mit ihm geschlossen und von dem er bis ins hohe Alter am liebsten und stetig erzählt hatte. Das Starckenberger Wichtl war gar ein gutes; es wiegte dem „Schloß Dasl“ seine kleinen Kinder, es trug sie, es molk der Dirn' die Kühe und stellte die Milch vor die Kellerthüre; es arbeitete überall rührig mit, und hielt böse Gesellen vom Hause fern. Nun hatte aber selbiges Wichtl auch seine aparte Liebhaberei; wann nämlich recht starker Wind wehte, so war es flugs droben auf dem Schloßthurm, saß rittlings auf der Wetterfahne, ließ sich um und um drehen und trillen vom Sturme, und je ärger die Fahne knarrte und schnarrte, sich drehte und wendete, um so lustiger war das Wichteles, und kicherte und lachte hellauf, wie ein kindischer Fragthut, wenn ihm was freut, und dabei klammerte er sich mit beiden Händen fest an das Fahnenblech, als ob ihm rechte Angst sei, herab zu fallen, es war aber alles von diesem Reiterlein nur Neckelust, den Zuschauern Angst zu erregen. So gern aber der Wichtl mit Andern Spaß zu treiben liebte, so wenig verstand er sonderlich den Spaß, den Andere sich mit ihm zu machen unterfingen. Einer Dirne, die ihm einen Poffen gespielt, lauerte der Wichtl hinter der Thüre auf, wie sie gerade Mittags eine Schüssel voll Nudl auftragen wollte. Plötzlich hüpfte er ihr auf den Rücken, daß sie vor Schreck die Schüssel sammt den Nudlen fallen läßt, und sich noch dazu arg verbrennt.

Das Kunststück, welches die Wichtlen sehr lieben, nämlich zwei Kühe mit den Köpfen in eine Kette zu hängen, daß man ohne die größte Mühe keine von der andern losbringen kann, verstand und übte auch das Star-

fenberger Wichtle meisterlich. Bei übler Laune eine ganze Heerde auf der Almtrift plötzlich auseinander zu sprengen, als ob sie der böse Feind reite, war auch ein nicht selten geübter Wichtlstreich. Einmal nahm dieser Wichtl, weil ihn jemand verärrt hatte, die Winterkäse, und rollte einen nach dem andern über'n Roan (Rain), und dabei hat er, wie die Hirten erzählen, „schier g'schöllat g'lacht.“ (Gelacht zum zerschellen, hochdeutsch: zum zerplätzen.)

Selbiges Starckenberger=Schloß Wichtele hat bis zum Jahre 1808 ausgehalten, als aber das alte Schloß eingerissen wurde, ein neues Haus daraus errichtet, und dieses Haus eine Bierbrauerei wurde, welche dermalen der Frau von Strele zustekt, da wick das poetische Wichtele dem Haarzopfe des Philistertums, und wird jetzt nimmer gesehen.

## 18.

**Das Stra-Wichtele.**

Um das Dorf Stra (Stradt, von Strada) zwischen Imst und Masse-reit waltet die Sage mannichfaltig, auch die Wichteln leben dort neben Niesen und Fänggenkindern im Volksmunde.

Beim alten Toni zu Stra (sein Haus hat die Nummer 123), waren zwei Stallungen, davon gehörte die eine dem Anton Dangl. Selbiger Dangl hatte eine starre Kuh (Kuh, welche an einer Lähmung litt und die war so sehr starr, daß ihrer vier starke Männer nöthig waren, sie aufzulupfen (aufzuheben).

Ob nun das Wichtl, das im Hause mitwohnte, aus irgend einem Grunde die Kuh starr gemacht, das weiß man nicht, aber das weiß man, daß eines Abends Anton Dangls Tochter in die Stube trat und sprach: Woater, d' starrete Kuh ist gestohl'n.

Woas? G'stohl'n? Die Starre? Hahaha! lachte der Dangl. Wer die g'stohl'n hat, wird sie schon zeitig g'nueg wieder bring'n. — Die Tochter aber lachte nicht, denn die Kuh war wirklich fort; das Wichtl hatte ihre Starrheit in Unsichtbarkeit verwandelt. Nun befand sich aber in dem geräumigen Kuhstall auch noch ein Schweinestall, und zwar ohne Thüren; wollte man Schweine einthun, so mußten ein Paar Bretladen abgerissen werden. Der Stall war unverkehrt, und dennoch mußte auf einmal die Kuh so jämmerlich, als wenn sie kalben wollte, denn der Schweinestall war für ihre Leibesgröße doch zu eng zugemessen. Ach du arme Heiterin! rief der Dangl-Toni: da hat das Wichtele wieder einen schönen Spaß mit Dir gemacht, Du armes Wichtl! — Man mußte Schreiner und Zimmerer holen, und den Stall halb einlegen, ehe man die Kuh ganzbeinig wieder herausbrachte.

Bei selbiger Hülfsmannschaft war nun einer, der hieß Johann West-

reicher, der lachte und spöttelte darüber, daß der Bauernglaube: 's Wichtele habe selbigen Schwanz vollführt, noch immer lebendig sei. Es gäbe gar keine Wichtele, und der Dangel Toni sei ein talketer Tropf.

Am Tage drauf, war just ein Sonntag, geht der Bestreicher nach Larenz in die Kirche; derweil hängt das Wichtele in dessen Stalle das Jahrkalb und das Saugkalb an eine einzige Kuhkette, die nur für einen Hals weit genug war, und es schien dieß Zusammenketten nicht nur unbegreiflich, sondern es war auch Lebensgefahr für die Thiere damit verbunden; nur mit Mühe lösten 3 Männer die Kette. Selbiges hat sich erst 1849 zgetragen.

## 19.

**Ischärganter Bergmannl.**

Am Fuße des über 7000 Fuß hohen Ischärgant, einem mächtigen Bergkoloß des Ober-Innthales, liegt die Ochsenalpe Simmring, auf welche alljährlich 140 Stück Ochsen und Stierkälber getrieben werden. Dort begegnete es eines Abends dem achtzehnjährigen Hirten Franzl, unter dem Namen „Dasch“ bekannt, und von Haimingen gebürtig, das dicht an der Imster Poststraße liegt, daß er gewahrte, wie das gesammte Alm-Vieh sich vor der Hütte zusammendrängte, als ob es sich vor etwas fürchte. Gleichwohl sah der Franzl nichts, als daß oben über's Joch ein Mannl daher gekraxelt kam, das ein weißgestreiftes Jöpple anhatte, und sonst ganz so aussah wie ein gewöhnliches Bäuerle. Der Dasch-Franzl geht in die Hütte und denkt, da der Weg das Mannl dicht an selbiger vorbeiführt, es werde schon einkehren. Da es aber doch nicht kommt, so geht der Franzl wieder hinaus, und sieht da das Mannl unterm Vieh herumgehen, dieses und jenes Stück sich betrachten, und endlich geht es seines Weges weiter, und spricht weder „Grüß Gott!“ noch „Bhüeth' di Gott!“ — Das ist ja ein kurioser Kraunzl! denkt der Franzl — doch kümmert er sich weiter nicht um das Mannl, denn es giebt noch viel zu rüsten, weil es just den Abend vor der Heimfahrt war. Des Morgens in der Früh will der Franzl mit dem „ganzen Stab“ (sämmtlichem Weidevieh) nach Hause fahren, siehe, da fehlen nicht weniger als 12 Stück, und Franzl's Schrecken ist groß. Er ruft Kameradschaft zusammen, und die Hirten suchen 2 Tage lang jedes Felsloch und jede Kluft aus, vergebens. Am dritten Morgen betete der Franzl, dem es unter den Nägeln brannte, inbrünstig, daß Gott ihm die vermißten 12 Stück Ochsen und Stierkälbchen möge finden lassen, und da fand er sie, aber in einem Gefäll (einer Klamm), so tief, daß es ganz menschenunmöglich schien, die Thiere zu retten, ja Gefahr, selbst hinein zu steigen ohne fürchtbare Beschädigung. Es mußte Mannschaft mit Pickeln, Reuthauen und Schaufeln aufgeboden werden, um nach und nach Weg zu bahnen, und nach einander die Thiere herauszuziehen. Das alles war nichts,

als ein schadenfroher Streich des Tschärganter Bergmanns, dem es auch nicht darauf ankam, eine Kuh durch Streichen krank zu machen; ja dasselbe soll einmal sogar eine Milchmoarin über einen Felsen in den Abgrund gestürzt haben. Wenn die Norggl und Lorgge einem Vieh mit der Hand oder einem Wisch über den Rücken fahren, so bekommt jenes eine Art Drehkrankheit, welche man in Tirol den „Rausch“ nennt. Solches hatte absonderlich der Norgg auf der Riffianer-Alpe zu hinterst im Kalmthale in seiner Gewohnheit.

20.

### Berzer-Alm-Nörggele.

Wie schon angeführt, sind die Gegenden des Wintschgaues und die der Junthäler reichlich mit Wichtlen- und Nörggeln-Sagen gesegnet. Ein Hauptstoll ihrer Aufenthalte ist ober Burgeis gegen Schlinig und Scharlthal gelegen. Man nannte sie dort herum wilde Bergzwerge oder wilde Bergmanns. Sie stahlen Kinder und Erwachsene, und wenn jemand spurlos verschwand, so hieß es: die Bergmanns'ln haben ihn verzogen. In dieser Gegend liegt die Berzer-Alm; auf die kam einst eine junge unerfahrene Dirne hinauf, welche thöricht genug war, sich von den Wichtlen in ihren Berg locken zu lassen. Da sie nun zumal versäumte, den Rückweg anzutreten, und sich bis über die Zeit des Abendgebetläutens im Zwergenberge verhielt, so verfiel sie diesen Unterirdischen und kam nie wieder heraus. Wie diese Magd, so verzogen die Wichtlein auch viele Kinder (vergl. S. 106); daher fanden sich die Klosterherren des nahen Stiftes Marienberg, das wie ein stattlicher Fürstenbau auf einer Höhe des rechten Etschufers ganz nahe über Burgeis thront, bewogen, die Wichteln zu bannen, mindestens aus dieser Gegend, weit weg sind sie aber dennoch nicht gewichen; sie zogen sich in das Langtausererthal und nach dem Schnalsertthale in das höhere Gebirge zurück.

21.

### Das Höll-Zwergl.

Außerhalb Gözens, da wo der Weg nach Innsbruck führt, leitet ein Weg durch eine Schlucht, die  $\frac{1}{2}$  Stunde lang ist, hinab in das Junthal. Diese Schlucht wird die Höll genannt, soviel wie Hehl, Hohle. Nahe dem Pfade steht am untern Ende ein Wegkreuz mit einer Nasenbank zum ausruhen für Lasttragende. Etwas weiter niederwärts steht ein Marterl, und man nennt es dort herum „zur Kümmerniß“, jedenfalls von einem dort gestanden habenden Bilde der heiligen Kümmerniß, deren es in Deutschland viele giebt, und von der eine anziehende legendenhafte Sage erzählt wird\*).

\*) Beschlein: Deutsches Sagenbuch. 532. 963.

In dieser Hohle oder Hell und bei ihrem Ausgange ist öfter ein Zwergl wahrgenommen worden. Es ist angezogen wie ein Bäuierlein, oder so wie der Anzug der Wichteln beschrieben wird, und wird nur das „Höll-Zwergl“ geheissen, einen andern Namen hat es nicht.

Im Jahre 1846 ging die Tochter des Pächters vom Angelinihof bei Götzens, Maria Pittl, mit ihren beiden Schwestern Anna und Sara am Vorabende von Peter und Pauls Tag nach Innsbruck, in der Stadt etwas einzukaufen. Als die Mädchen heimkehrten, fing es an stark zu regnen, und da sich ihnen ein Bekannter, der Bauer Karl Singer von Götzens zugesellt hatte, so traten sie beim Huberwirth ein, Wein zu trinken und den Regen vorüber zu lassen, so wurde es 9 Uhr Abends, bevor derselbe nachließ, und nun gingen sie nach Hause. Ueber die Höll hinauf gingen Maria und Singer voraus, und die Schwestern folgten nach. Halbwegs der Höll sprach der Singer: Jetzt ist schon wieder 's kloa Mannndl um d' Wög. Darauf fragte die Maria: Was für a Mannndl? — Da schau nur hin! antwortet der Singer und zeigt nach einer Stelle, und siehe seitwärts am steilen ständigen Abhang der Höll kraxelt richtig ein graues buckliches Mannndl. Der Singer, furchtlos und nicht faul, springt hinauf und will es fangen, aber wohin er auch tappt, und wenn er denkt, er habe es, so entschlüpft es ihm doch wie ein Zaunschlüpferl, und der Singer zerkrakt sich nur die Finger und Hände an Disteln, Hauhechel und Berberisdornen. Als jener endlich abläßt, das Höll-Zwergl zu verfolgen, und mit den Mädchen weiter geht, so kommt das Mannndl ihnen erst recht nah und kichert und lacht, und spottet aller. Das ist so seine Art.

## 22.

### Das Bergwichtl in der Wildschönau.

Im Thale Wildschönau, auch Wiltshenau geschrieben, hauste ein Bergwichtl, das von ganz besonderer Stärke war. Als man den Hof zu Unterhausberg aufbaute, war der Schwellstein so groß und schwer, daß ihn die Arbeiter nicht zur Stelle, wo derselbe in den Grund eingemauert werden sollte, zu wälzen vermochten. Es wurde über ihrem fruchtlosen Bemühen Mittag, und die Maurer entfernten sich, um ihr Mittagsmahl zu halten, welches alle Wege besser schmeckt, als schweres Steinwälzen. Mittlerweile daß die Leute aßen, und darüber ein langes und breites deliberirten, welche Mittel sie anwenden sollten, den Stein zur Stelle zu bringen, machte sich das kleine Wichtl aus der Wildschönau herbei und drückte, rückte, hob und schob die Schwelle zur Stelle, setzte sich drauf, und lachte hell auf, als die großen Lötter kamen und die schwere Arbeit gethan fanden. Der dankbare Hofbauer versprach dem Wichtl an jedem Jahrestag einen Kuchen, und gab ihm gleich den ersten, das nahm der Wichtl auch willig an, und

erwies von Stund an dem Hause und Hofe die größten Liebesdienste, wiegte die Kinder, scheuerte die Pfannen, schreckte die Strolche und Störcher. Endlich aber geschah es, daß der Unterhausberghof durch Gottes Schickung abbrannte, da verzog sich der Wichtl und wurde im neuerbauten Gehöft nicht wieder erblickt.

Ein anderes Wichtl auf dem Holzamhof in demselben Thale warf der Hofbäuerin in deren Vorrathskammern Mehl und Käse, Erbsen und Butter, Fisoln und geselchtes Fleisch, Flachs und Bohnen, Dreisgenkräuter und Gerste unter- und durcheinander, daß nichts oder nur wenig mehr davon zu brauchen war.

## 23.

### Das Bergmannl von der Gerlosplatte.

An der Gerlosplatte oder Gerloswand, zwischen dem über 4000 Fuß hohen Gerlosberg und dem über 6000 Fuß hohen Plattenberg hauste ein Bergmannl, das außerordentlich gesellig war, gern ins Gerlosthal und aus diesem selbst in das Zillenthal herabstieg, den Hirten und Bauern neue Robblerstücklein lehrte und die schönsten Schnoadahüpfel erfand und sang, nur daß sein Gesang nicht auch zugleich der schönste, sondern vielmehr der häßlichste war, den man hören konnte. Seine Kleidung war die gewöhnliche Sommertracht, er trug ein kleines rundes Hütchen und einen Birkenstecken. Dieses Bergmannl war nicht nur gesellig, sondern auch gefällig, freilich war es auch leicht zu erzürnen. Einmal hatten sich einem Umhirschen ein Paar Kühe an der „Madersbacherwand“ dermaßen verfliegen, daß es ganz unmöglich erschien, sie wieder herunter zu bringen, der Falltod war ihnen gewiß, aber dem hülfreichen Bergmannl war das ein Leichtes; es rettete die Kühe. Es war just die Zeit vor der „Heimfahrt“, der Tag sehr stürmisch, und der Melker hatte mit dem Rühbuben das verlaufene Vieh schon mit großer Herzensangst gesucht, aber zwei Stück davon nicht gefunden, daher war großer Mißmuth und bedenkliches Stillschweigen zwischen Melker und Rühbub, denn dem letzteren schob der Melker die Schuld in die Schuhe. Plötzlich sieht der Rühbub durch die Abenddämmerung ein Paar dunkle Gestalten über die Matte nach dem Umhause zu eilen, und jauchzt auf, denn es sind die verfliegenen 2 Stück Kühe, die ohne guten Abend zu bieten, gleich nach ihrem Stalle laufen. Hinter ihnen her kommt ein kleines Mannl mit langen Haaren und grauen Augen, tritt in die Hütte und schüttelt das Regenwasser von seinem Hütlein. Jene beiden sehen den späten Gast verwundert an, und dieser spricht: Ja, schaut's mi nur an, wie die Kuh das neue Stadelthor! Kannst mir's glauben, Hannes, das war koan Spaß, die Viecher von der Madersbacherwand herunter und hieher zu treiben; aber weil Du mir in voriger Woche ein tüchtiges Gries-

muchs gekocht hast, so ist halt oane Lieb der andern werth! Sprach und schwand aus der Almhütte.

## 24.

**Das Lehmküglein.**

Eines Tages kam eine Almerin vom Berg, die Butter und Käse trug, der begegnete das Gerlos-Mannndl und sprach sie an, ihm etwas weniges zu essen zu verabreichen, es habe gar zu grausamen Hunger. Die Dirn wußte nicht, daß der bittende kleine Gesell ein Wichtl war, und mittheilig, wie sie war, nahm sie ihr Tragegestell vom Rücken und gab ihm so viel, daß er satt wurde. Beim Scheiden gab er ihr zum Danke scherzend ein Lehmmaßl in die Hand, und sagte dabei: dö's is all' mein Geld! Die Dirn aber lachte, und steckte das Lehmküglein ein, weil es so hübsch glatt und rund war, und ging ihres Weges weiter ins Thal hinab. Zu Hause dachte sie gar nicht gleich an die Gabe, und erst zufällig, als sie andern Anlaß hatte, in die Tasche zu langen, zog sie unter einigen Kirchenhellern, einem Fingerhut, Brodkrumen, Salz- und Rümmeßkörnern, etwas Wizl\*) und einen alten grünen Benedictenpfennig auch das Lehmmaßl mit heraus. Schau, da war's in ein Goldstück verwandelt, von der Art der Regenbogenschüßelchen, und als die Dirn es am nächsten Sonntag nach Sbruck zu einem ehrlichen Goldschmied trug, bekam sie dafür zwanzig blanke Kaiser-gulden, oder sechszig Zwanziger und noch extra einen angehenkelten dünnen goldenen Gnadenpfennig mit dem Bilde ihrer heiligen Schuttpatrin an ihr Halsnüster. Da merkte die Dirn und ihre Leute, daß das kein Bettel-mannndl gewesen sei, was sie so reich belohnt hatte.

## 25.

**Das Gerloser Bergmannndl robblet.**

Auf der „Hochkaser-Alm“ war ein Aelpler, das war ein gewaltiger Robbler, baumstark und prahlhansig; er steckte immer seinen ganzen Hut voll Trutzfedern, und einmal brüstete er sich gegen andere Senner, die bei ihm waren: I fürcht' mi vorm Teuf'l nit, und au nit vor dem Morggl auf der Gerlosplatt'n.

In der folgenden Nacht war es diesem Senn, als traume ihm, er stehe auf der Alm, und höre von weither einen Trutzjodler erklingen. Er wachte auf, und richtig, in der Ferne erscholl ein solcher Jodler hell und herausfordernd. Gleich sprang der Senn von seiner Lagerstatt, sperrte die Thüre auf und losete in die Nacht hinaus. Da scholl der Trutzgesang wieder, aber viel näher, und er hörte nun deutlich die herausfordernden Worte:

\*) Fadengerölle.

„Du bist so koan Kerl!  
 Du hast jo koa Schneid!  
 Kimm Du mir nur auf,  
 So wirf i Di weit!“

Darauf durste, konnte und wollte der Senn die Antwort nicht schuldig bleiben, und alsbald scholl der Gegengesang hellklingend durch die Nachtstille:

„Den möcht' i sehen,  
 Der mer's berthuet,  
 Dem mueß glei rinnen  
 Vom Schädl das Blut!“

Und drei Augenblicke später rangen die Robbler im heftigen Ringkampf schweigend und im tiefen Dunkel miteinander. Lange schwankte der Sieg, keiner warf den Andern, bis die Ringer an den Waldsaum gelangten und dort richtete der mächtige Robbler, der kein anderer war, als das Gerlos-Mannndl, den Aelpser gar überaus kläglich zu, so daß er liegen blieb und kein Glied mehr regen konnte, und sein Kuhhub ihn blutend fand, und ihn mühsam in die Hütte schleppen mußte. Nur langsam erholte sich dieser Aelpser, wollte nie mehr vom Gerloser Bergmannndl etwas hören noch sehen, und hing die Robbelei für immer an den Nagel. Er hätte kein Robblerlied mehr gesungen, wenn ihm auch einer die ganze Hochkaser-Alm hätte schenken wollen, und die Spielhahnfedern auf seinem Hut verzehrten die Motten.

## 26.

**Margarethen-Wichtl.**

Beim Dorfe Wens im Pizthal, das nahe Imst und dem traurig berühmten Gasthause Brennbüchel ausmündet, steht eine der heiligen Margaretha geweihte Kapelle, und nahe dieser ein Hof. Auf diesem hielt sich lange Zeit ein Wichtl auf, das äußerst hülfreich und dienstbar war, die Kinder wartete, das Vieh hütete und besorgte, und Nachts Holz spaltete, Wasser holte, und das bei den Besitzern dieses Hofes bereits durch drei Jahrhunderte immer vom Vater auf den Sohn vererbt war, die auch alle ohne Ausnahme so viel Verstand hatten, die Wohlthaten des Wichtls, das man nur das „Margarethen-Wichtele“ hieß, dankbar zu würdigen, und dasselbe gut zu halten und zu behandeln. Da geschah es, daß der Stamm dieser Hofbauern gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ausstarb, und wie der letzte Träger des Stammmamens auf dem Reckbrett lag, saß das Wichtl traurig und stumm bei seiner Leiche, begleitete ihn dann mit zu Grabe, weinte, und kehrte mit dem übrigen leidtragenden Gesinde und den Nachbarn nicht wieder auf den Hof zurück, sondern wanderte das Pizthal aufwärts, wendete dann rechts ab nach dem Pillerjoch zu, und ward nicht mehr auf dem Margarethenhofe gesehen.

### Die Nörggl von Rabenstein.

Sehr viel machten die Nörggl von Rabenstein von sich reden. Im Dörfel dieser letzten Gemeinde im Passeyerthale lebte ein armes, frommes Bäuerlein, das hatte sein gerings Häusl an einer Sandwand stehen, und droben ob dieser selben Wand stand ein starker Baum, der wackelte und wankte, wenn der Wind heftig blies, und da wurde das Erdreich rogel (locker), und es rollten Steine auf das Dach herab. Den Baum umzuhacken war sehr gefährlich, denn er wäre nur abwärts gefallen, und da hätten die Wurzeln das Erdreich mitgehoben, und wäre eine Steinmure auf das Dach gefallen. Wie nun der Nörggl, der sich bisweilen auf jenes Bäuerleins Heerd wärmte, die Verlegenheit des Häuslers hörte und die drohende Gefahr sah, so kletterte er einmal in der Nacht auf den Baum leicht und flink wie ein Stöcklächgen und sägte vorsichtig die Nester ab, fing diese im Fallen auf und warf sie vom Hause abwärts. Wie nun der Wind wieder kam, fand er den Widerstand des Laubes und der Nester nicht mehr, und konnte den Baum nicht mehr schütteln.

Ein anderer Nörggl zu Rabenstein, der in der Mühle gleich ober der Kirche saß, liebte es, in dieser Mühle den Mahlmüller zu spielen; er regelte den Wasserlauf aus einer nahen Bergschlucht, schlug das Werk auf, sperrte ab, und mahlte alles Getreide des Nachts, so hüßten die Bauern, die das Mahlrecht auf jener Mühle hatten, keine Arbeitszeit mit dem mahlen ein. Darüber waren nun letztere sehr dankbar, doch war ihre Dankbarkeit nicht recht klug. Sie ließen, weil das Nörgglet stets ein sehr schabiges Gewandl trug, ein neues machen, gar buntig und mit Glitzerknöpf'n, und schenkten es dem fleißigen Hoamzwerogl an einem schönen Sonntag. Da begann der Nörggl zu weinen, nahm das neue Gewandl und sprach:

„Izt muß i gehn mit mein Gfieder und Sezieder\*)“

Ins Döythäl übet und nieder!“

und wanderte alsbald seines Weges, und ging an Schönau schnurstracks übers Timml-Joch nach Pöllberg zu.

### Nörggensegn.

Seinen „Morgensegen“ hat wohl schon mancher gebetet, vom „Nörggensegn“ aber werden nicht Viele etwas wissen. Im Rabensteiner-Thale liegt ein bedeutendes Gehöft, der „große Saltunserhof“ benannt; auch in diesem hauste ein Wichtl oder Nörggl, der zeigte sich sehr wohlwollend.

Wenn das Frühjahr kam und mit ihm die Zeit, das Land zu pflügen, so stellte dieser Nörggl über Nacht einen Pflug auf das Feld. So lange

\*) Kleiderputz und stattlicher Auftritt im Schmutz.

der Pflug nicht stand, brauchte der Hofbauer keine Hand zu rühren, denn dann kam noch der Saat schädliches Winterwetter nach; stand aber der Pflug da, so war es die rechte Zeit für Bestellung und Ausfaat. Dafür hatte nicht nur der Saltunserhofbauer weitaus das schönste Getraide, sondern es blieb auch in späteren Jahren noch der Morggenseggen auf dem Lande, daß das Saltunsergetraide so landberühmt ist, wie der Dexthaler-Flachs, indem der Flachsseggen von den „seligen Fräulein“ herrührt. Nicht also aber blieb es auf diesem bestimmten Hofe; denn es geschah einst, daß der Frühling kam und immer mehr vorschritt, und der Bauer lugte Tag um Tag aufs Feld hinaus, ob der Pflug nicht draußen stehe, und da es nun schon begann auf den Sommer zuzugehen, und alle Welt die Aecker längst bestellt hatte, da zürnte der Bauer dem Morgg, glaubte sich von ihm geäfft, und gebot den Knechten, schleunig zu pflügen und zu säen. Da kam aber gleich darauf ein ganz schrecklich schlechtes Wetter, und das verdarb alles in Grund und Boden hinein, und der Morgg kam auch und sprach zum Bauer:

„Wer nicht warten kann,  
Ist kein kluger Mann!“

lachte laut über des Bauers Verlust und Aerger und zog sich auf eine Alm auf dem nahen Schneeberg zurück, von dem aus er Jahr um Jahr dem großen Saltunserhofe tüchtige Fröste schickt, während auf den Höfen ringsum der Getraideseggen selbst in schlechten Jahren stetig ein großer ist.

## 29.

### Der Schneeberger Morgg.

Am Schneeberg über dem Passeyer-Thale treibt ein Morgg sein Wesen; vielleicht ist's derselbige, der vom Saltunserhof sich zurückzog, der war einer Kuhdirn auf einer Alpe gar sehr behülflich mit hüten helfen und mit Berichtigung von allerlei vorkommenden Stall-Arbeiten, dafür setzte sie ihm täglich ein Näpfchen frische und gute Milch hin. Allein mochte nun der Morgg dieser Dirne einen Poffen gespielt haben, oder sie sonst unwirrsch auf ihn geworden sein; kurz sie meinte, es thue es auch geringere Milch, und weil die vom Morgg so überaus wohl gepflegten Kühe keine geringe Milch gaben, so pantschte jene diejenige Milch, die sie des Nachts vor die Thürschwelle ihrer Lagerstatt hinstellte, mit schönem Wasser. Kaum war das zum erstenmale geschehen, so war es auch zum letztenmale geschehen, denn der Morgg, aufgebracht über diesen Zug von Undankbarkeit, kam mit seinem Milchnäpfchen in die Stube, schüttete der Dirne die Milch ins Gesicht, und wo ein Tropfen Milch hinfiel, entstand gleich ein schwarzer Dupfen, der nie wieder von der Haut ging; darauf hieß die Dirne von dem gefleckten Panterthier nur der „Morggenparbel“ und bekam nimmermehr einen Mann.

## Nörggelhöhle und Gasse.

Im Passeyerthal, darin vorzugsweise die Heimath der Nörgglen ist, und darin auf und ab die Nörgglsagen in Fülle schweben, befindet sich auch hoch oben am Gebirge, wo die letzten Höfe liegen, Bernauer genannt, die Nörgglhöhle. Freilich ist sie vorhanden, aber in dieselbe hinein kann Niemand. Eine große Felspalte deckt und verschließt sie, und ist mit Kreuzen bezeichnet. Innen steht ein großer Schatz; doch wollen manche behaupten, derselbe sei in einer gewissen Nacht bereits versunken. (S. die folgende Sage.) Von dieser wilden Gegend abwärts wird dann das Passeyerthal immer milder und immer schöner, je weiter dasselbe sich nach Süden zu ausbreitet und öffnet. Vielfach geben örtliche Benennungen in diesem Thale Kunde von den Norggen, deren Name nach Meran zu und weiter hinab in Norgg übergeht. So liegt bei Ober-Schönau ein Stein, fast so groß wie ein kleines Haus, und zwar auf dem Schönnaberge, fast eine Stunde Weges oberhalb der Kirche des genannten Dorfes, der heißt nicht anders als der „Norggenkofl“. Seine Umgebung ist schauerlich, wild geklüftet, und ein Aufenthalt zahlreicher Füchse, die in den „Norggenlöchern“ hausen. Auf dem Wege von Obermais nach Untermais ohnweit Meran zieht  $\frac{1}{4}$  Stunde lang ein Weg durch Weingärten, der beim Tollingerhof zu Untermais endet. Dieser Weg heißt die Norggengasse, und wurde gewöhnlich von den neckischen Bergmannsden eingehalten, wenn sie vom Gebirg und von Obermais herab gezogen kamen, den Leuten Schabernacke spielten und den rauschigen Weinbauern Böpfe und Schellen anhängen, oder ihnen Schweinerüssel an ihre rothen Nasen steckten, die nicht hinwegzubringen waren. Wer davon hören will, frage nur den tapfern Joseph Unterthurner, „Fernauer“ genannt, ein tüchtiger Schütz und weiland 1848er Schützenhauptmann gegen das Aufruhrgesindel, der weiß davon zu erzählen.

Zu Obermais liegt eine Burg, Rundek, auf der hauste ein Nörggl, das putzte das Pferd des Burgherrn jeden Tag, den Gott werden ließ, auf das fleißigste und schönste, ließ ihm aber jedesmal am Schweif einen schmutzigen Knoten hängen. Das verdroß zuletzt den Herrn und er nahm eines Tages eine Scheere, und schnitt diesen ihm widerwärtigen Knoten weg. Da erscholl ein Norggen-Gelächter durch das ganze Schloß, und am andern Morgen lag das Pferd krepirt im Stalle.

## Der Schatz im Nörggl-Voch.

Die Norggen dieser Gegend zeigten sich insgemein dem weiblichen Geschlechte nicht gewogen; sie hielten sich mehr zu dem männlichen, ver-

muthlich deshalb, weil ihr eigenes Geschlecht des weiblichen Segensfages entbehrte. Gleichwohl mochten sie doch noch eher die Hausmütter leiden, als die ledigen Dirnen, die sie oft bis zum davonlaufen neckten, und die Wilden-Schönaauer-Hirten erzählen, daß auch im Unterinntal die Norggen Ursache seien, daß man auf den Alpen Sennen habe einführen müssen, weil die Norggen die Almerinnen gar zu übel geplagt hatten mit Milch umschütten, Läge legen, Vieh versprengen u. dgl., während sie den Sennen alle und jede Gefälligkeit erwiesen. Nun war aber doch an der Voralpe Abisell im Meraner Bezirk ein Norgg, der noch dazu die dort befindliche, in Sage 30 erwähnte Nörgglsöhle bewohnte, was weniges verließ, gleich einigen andern seines Völkchens, und zwar in eine Hirtin vom „Brunnenhofe“, die täglich ihre Schaafse auf die Abisell-Alpe trieb. Zu dieser that sich das Nörgglein, wärmte sich an ihrem Hütfener, winselte ihr von seiner Neigung vor, und schwur hoch und theuer, sie reich und glücklich zu machen, bis sie endlich dann wirklich einige Neigung gegen den Norgg blicken ließ. Um auch sie einen Blick in das Paradies ihrer Zukunft an seinem zärtlichen Nörgglherzen thun zu lassen, führte er die Dirne an die „Schazplatte“ am Norggenloch oder an der Nörgglsöhle, und hob dieselbige Platte hinweg. Da standen drei Häfen voll Gold und Silber, und dieser Schaz soll Dein sein, sagte der Norgg, wenn Du keiner Seele etwas von seinem Vorhandensein sagst, und mir gut bleibst, wie jetzt. — Die Liebshaft hatte nun, obschon in allen Ehren, eine Zeitlang guten Bestand, das Madl trug fleißig Geld aus dem Nörggloch heim, und ließ Wohlstand blicken; da meinte der junge Brunnerhofsbauer, sie passe recht gut für ihn zur Frau, und verdiene mehr zu sein als Hirtin, gebot ihr daher, im Hause zu bleiben und nicht mehr auf die Alm zu gehen.

Selbiges Fernbleiben seiner Geliebten von der Alm verdroß den Norgg; er kam herunter, blickte in den Hof hinein, und „nach dem Fenster seiner Lieben, bis das Fenster klang,“ und ging zu ihr fensterln. Wie das nun der Bauer wahrnahm, ärgerte es ihn über alle Maassen und so sehr, daß er die Dirn aus dem Hause jagte.

Nun hätte ja die Verstoßene nur wieder zu ihrem kleinen Schaz gehen können, aber sie liebte diesen weit weniger, als den großen in der Nörgglsöhle, und gedachte, sich noch einmal droben tüchtig die Taschen zu füllen, und dann von dannen zu wandern, weit weg, wenigstens in eine Stadt, denn es stak ihr Hoffarth im Sinne. Leider aber errieth der Norgg ihre Gedanken, und wie sie in den ersten Geldhafen greifen wollte, versanken die Häfen alle drei; tiefer und tiefer klingelten im Abgrunde die Münzen, und kaum war die Bethörte aus der Höhle hinausgeickt, so schob sich die Felsplatte vor, die noch bis heute niemand von ihrer Stelle gerückt hat, und niemals sah sie ihr gutes Nörgglein wieder.

### Das Vorggenthal.

Eng und finster liegt der Ort der Gemeinde Staaben im Vintschgau, von Tschars  $\frac{1}{4}$  Stunde abwärts, von der Poststraße durchschnitten, und am südlichen Theile von der Etsch bespült, am nördlichen von drohenden Felsen überhangen, die morsch und locker oft in Massen abrollen und niederschleßen. Gerade gegenüber dem Domberg unter dem Hofe „Platz“ liegt ein Thal, das „Vorggenthal“ genannt. Es ist dasselbe klein, voller Löcher und Höhlungen, und sollen hier früherhin sich die Vorggen in Menge aufgehalten haben. In dieser Gegend oberhalb Naturns befindet sich am Sonnenberge auch das Vorggenloch, das zwei Klafter tief in den Stein geht, und eben so verrufen ist, wie die Nörgglhöhle, dasselbe, in welchem die Todtenkopffspinne haust, und d's Wildg'fahr einzieht. (Vergl. V. Sage 10.)

In diesem Bereiche des Vintschgaues ist die Vorggensage noch ungemein im Munde des Volkes lebendig und umgehend. So auch im Dorfe Allgund,  $\frac{1}{2}$  Stunde über Meran am linken Berggelände des Thalstromes. Dem Matschthale entragt noch eine Berghöhe, welche die Nörgglspitze heißt. Ab und auf an der lebendigen Etsch wohnt dieß Wichtlingeschlecht, und zwar findet es sich schon bei ihrem Ursprung und folgt ihr bis zur wälschen Grenze.

### Der Grünstrümpfler.

In der Gegend von Graun und Heid, gar nicht weit von Meschen, wo die Etsch entspringt, hauste ein übel verrufener Norgg oder Vorgg, der von den grünen Strümpfen, die er stets trug, nur der Grünstrümpfler hieß, und äußerst gefürchtet war. Er verzog Kinder, hochte sich Wanderern auf, und machte sich so fürchtbar schwer, daß mancher der Last erlag, oder schwere Krankheit davontrug. Auch dem Vieh machte er es sauer, indem er sich an Lastwagen hing, so daß die Pferde sie kaum bergempor schleppen konnten. Wenn er in böser Absicht ein Stück Vieh berührte, so erkrankte dasselbe auf der Stelle.

Nur ein Geishirt auf dem Mattleserkopf hatte Macht über diesen schlimmen Vorgg, und wenn der Hirte auf seinem Alphorn blies, mußte jener zittern und konnte keinen Schaden thun. Wie das kam, weiß Niemand zu sagen.

### Böraner Vorggen.

Bei Böran, am linken Berggelände zwischen Meran und Bozen liegt der „Stegerhof“, dort hauste ein Vorgg, der einst einen Geishirten

auf die Probe stellte. Der Hirte war mit seinen Geissen auf der Bergweide, als er mit einemmale ein klägliches ächzen und stöhnen, jammern und weinen vernahm, worauf er der Stimme nachging und in einer Klamm einen Lorgg fand, der in die Felsen eingeklemmt war, ohne sich, wie der Augenschein lehrte, heraus Helfen und emporarbeiten zu können. Auch die Mühe des Geishirten, zu helfen, war eine fruchtlose, und so holte er mindestens ein Gefäß mit Milch, und stellte es dem Lorgg hin, daß dieser nicht verschmachte. Als der Hirte andern Tages die Schüssel holen wollte, war der Lorgg weg, aber die Schüssel war voll Silbergeld. Solcher Tausch freute den Hirten gar sehr, und er meinte nichts besseres thun zu können, als selbigen Handel fortzusetzen, denn es war alsbald in ihm die Habgier wach geworden. Also nicht mehr in der edlen Absicht, wie Tages vorher, wo er ohne Aussicht auf Lohn dem Leidenden Labe bot, sondern in der Aussicht auf abermaligen Gewinn setzte er wieder eine Schüssel voll Milch an dieselbe Stelle. Aber wie der Geishirt am andern Morgen, als kaum der Tag graute, nachsah, so war die Schüssel voll Blut, und nie nahm er wieder etwas von dem Lorgg wahr.

35.

### Kellerrang und Solakraunzl.

Eine Gattung Wichtl, die sich gern in Kellern versteckt und dort die Leute schreckt, wird auf den Bauernhöfen um Innsbruck „Kellerrang“ genannt. Solches Wichtl ist klein, grau, stark behaart und possirlich. Am Maul trägt es einen „aufgestellten Razen“ (Razenbart) oder solche grauweiße Schnurren, wie sie die Razen tragen, was sehr schreckhaft aussieht. Man pflegt mit dem „Kellerrang“ den Kindern zu drohen: Wart nur, wenn D' nit folgst! Gleich wird der Kellerrang kommen mit sein'm aufgestellten Raz'n, nacha — waost schon, was g'schiecht, — wann er'n h'nauuffüllt!

Im Mohrenhäusl bei dem Schloße Büchsenhausen ob Innsbruck hat man zum öftern einen Kellerrang verspürt.

Seltamen Namen führen denn auch im Alpbachthale und einigen diesem nahen Thälern die Wichtl, nämlich Solakraunzl. Kraunzl ist so viel wie Teufelchen, demnach Söllerteufelchen, weil sie auf den Söllern der Bauernhäuser ihren Spuk und ihre Teufeleien treiben. Deshalb werden besonders auch vor ihnen die Kinder gewarnt und mit ihnen bedroht.

Zu Schönhof im Reiterberg kannte man bis in die jüngste Zeit ein Solakraunzl als Kinderschreckgespenst, und wollen viele Leute den kleinen Schelm gesehen haben.

36.

### Der Partschinser Lorgg.

An dem Tage 32 erwähnten Sonnenberg liegt das ansehnliche Kirchdorf Partschins, am Ende des Wintschgaues, wo das Etzschland beginnt.

Auch dort hauste ein gutmüthiger Morgg, der das Vieh hütete und jegliche Arbeit verrichtete. Aber auch ihn vertrieb man durch das unbedachte einhändigen für ihn neugefertigter Kleider. Er klagte und weinte sehr, als er sich dem unabänderlichen Geschehe der Hausgeister fügen mußte, und sagte:

I bin so alt;  
 Weiß d' Mainspitz  
 Kloan wie a Ritz,  
 Und d' Materwies  
 Neunmal Wald,  
 Neunmal Wies!  
 Weil mi hot  
 D'Bauer zahlt,  
 Muß i fort." —

Und schwand dahin im Leidwesen, und den Bauern war es gar leid, daß sie den guten Morgg niemals wiedersahen.

## 37.

**Alpenzwerge im Bregenzerwalde.**

Auch in dem herrlichen innern und äußern Bregenzerwalde, der neun und eine halbe Quadratmeile Landes bedeckt, giebt es Mörgglein, Kasermandl, Almwichl, die in einem Orte so, im andern anders heißen. Ein Senner erzählte, daß er einst auf die Alme gekommen, nachdem das Vieh schon lange abgetrieben gewesen sei, um die übrigen Käselaibe zu holen, da man nicht alle auf einmal habe herunter führen können. Die Nacht überraschte ihn und er mußte droben in der Käserhütte bleiben, in der er sich bald von Heu und Stroh das gewohnte Lager aufschüttete, sein Nachtgebet sprach und einschlief. Aber gar nicht lange dauerte es, so hörte er Feuer prasseln und plagen, der Kesselbalken über dem Feuer drehte knarrend hin und her, und es trippelte jemand ganz geschäftig in der Hütte herum. Jetzt schlug der Senner die Augen auf, und sah ein kleines altes Männlein, das hurtig und behend alle Geräthschaften zum Käsen beischleppte, ohne doch etwas zu schaffen. Da der Senner nicht mehr schlafen konnte, so verließ er sein Lager sobald der Morgen graute, und belud sein Saumpferd. Auch dabei erzeugte sich das Männlein dienstwillig und hülfreich, ohne aber ein Wort zu sprechen, und wie der Senner ihm danken wollte, war es verschwunden.

## 38.

**Der Schachtgeist.**

Eine Stunde von Reit, links beim Eingang, in das Alpbachthal liegt ein Bauerngehöft, Larcha genannt, und nahe bei diesem war ein Stollen

im Gange, welcher der Silberstollen von Illn hieß. Neun Knappen arbeiteten in demselben, und ein Schachtgeist wohnte darin, der den armen und frommen Knappen die ergiebigsten Erzgänge zeigte.

Der Bergsegen war außerordentlich, die Stufen brachen häufig gediegen und Pfunde schwer; aber dadurch, daß die Knappschaft, die für eigene Rechnung baute, schnell reich wurde, wurde sie auch übermüthig. Die Knappen verwandelten ihre einfache Sonntagstracht in eine reiche; sie mochten keine grauweißen Loden mehr tragen, von Sammet oder theuerm Tuch mußten die Röcke sein, und die Weiber stolzirten zschopfig einher. Die sprichwörtlich gewordene einfache „Alpböckertracht“ ward verworfen und neuer Geschnuck angelegt. Außerdem wurden aber auch noch Frevel aller Art von der Knappschaft verübt, die sich gar nicht beschreiben lassen. Das verdrüß das segenspendende Bergmannl. Es wurde mürrisch und übellaunisch, und wenn es sich außerhalb des Stollens einmal zeigte, prophezeite sein Antlitz nichts gutes, und es schaute gar wild und unwirtschaftlich drein, so daß man ihm nicht gern mehr begegnete.

Die Knappschaft aber trieb es immer schlimmer, sie rieb den Schmutz von Tischen und Bänken mit Brotkrumen ab, und wenn die kleinen Kinder sich verunreinigt hatten, nahmen die Weiber statt der Waschschwämme frische Semmelkrumen zum abputzen.

Einst stand der Larchabauer vor der Thüre seines Hauses, um Luft zu schöpfen; es war sehr düster und gewitterschwül, und der Bauer hatte mit seinen Leuten im Keller gearbeitet, in welchem man das Hämmern und Bohren der Knappschaft im Illn-Stollen hören konnte, und auch ihr lustiges Jauchzen. Auf einmal fuhr der Schachtgeist an der Larcha vorbei, und schrie den Bauer mit einer schrecklichen Stimme an:

Thuats zua die Thür!  
 'S geht 's Unglück für,  
 Muaf auf zu da Illn,  
 Die Knappschaft still'n!

Der Larchabauer kreuzte und segnete sich vor Schrecken, während der Wilde wie der Sturmwind in den Illnstollen hinein brauste, schloß seine Thür, und ging wieder an seine Arbeit.

Es währte gar nicht lange, so hörten die Arbeiter und der Larchabauer ein entsetzliches Gewinsel, und dann ein donnerähnliches Gekrach und Gepolter, daß der Keller schütterte und die Erde bebte, daher alle in möglichster Eile den Keller verließen, hinauf in die Stube gingen und den Rosenkranz beteten, worauf sie zur Ruhe gingen.

Am andern Morgen durchlief eine Schreckenskunde Höhen und Thäler. Der Illnstollen war durch einen Erdbruch verschüttet. Entsetzlich war das Zetergeschrei der Weiber jener Bappen, erkund wie sie sich an einem Ackerkreuzfir am Kreuzweg im Staube wandten, und dem gekreuzigten

Heiland fast die Füße abrissen im heißen Flehen und in ihrer Verzweiflung; noch entseztlicher aber war es, daß die neun Knappen zwar verschüttet, aber nicht tod waren, sondern im dunkeln Erdschooße entseztlich jammerten und in Verzweiflung brüllten. Das währte drei Tage lang, und so lange brauchten die Leute Zeit, nachdem sie Tag und Nacht gearbeitet, bis sie in die Tiefe des Stollens gelangten, darin die Knappen lagen. Das war aber ein grausvolles Bild, denn im Stollen saß über den neun Knappenleichen der Schachtgeist, voller Blut, grimmvoll aussehend, wie der leibhafte Teufel, und starrte auf die Opfer seines gerechten Zornes und Gerichtes hin. Die Knappen waren elendiglichen Hungertod gestorben, hatten Lederriemen von ihrem Schuhwerk zwischen den Zähnen und sich die Finger blutig abgenagt. Das kann jeder Gebirgswanderer noch im Larchahof erzählen hören, und wenn Abends etwa nach dem Gebetläuten von ohngefähr noch eine Thür offen steht, so ruft gleich die Hausmutter:

Thuat's zua die Thür;

'S geht d's Unglück für!

## 39.

### Das Schachtmandl zu Steinsberg.

Zu Achenkirch im Huberwirthshaus diente ein Knecht, der einen Bruder hatte, welcher auch bisweilen hülfreich ab und zugin. Derselbe wurde eines Tages nach Steinsberg entsendet, um dort Schaafse abzuholen. Schon war er diesem Orte nahe, mit dessen lieblichem Kirchlein und einer für „Menschen und Vieh“ wunderheilkräftigen Linde, als er am Wege eine glänzende Schaaffschelle fand, deren Klang so silberrein war, daß er nicht unterlassen konnte, fleißig damit zu klingeln. Mit einemmale trat ein graues Bergmandl hinter einem Felsstück hervor, und fragte sehr unwirsch und verdrießlich: Was ist's? Was willst? Was schellst D' mir, Du dummer Lapp?

Geh heim! erwiederte der Achenkircher: und laß mich ung'hait (ungehudelt). I hab' Di nit g'rufen, und i begeh'r Dein nit! — Gleichwohl folgte das Bergmandl dem Buben fort und fort nach, und sprach: Weißt D' was? Schent' mi d'Schell'n? Dazu hatte aber der Aeppler keine Lust, und so sagte das Schachtmandl: I zeig' Dir einen Schatz, wenn Du die Schell'n hergiebst. — Nur zeig'n? Na, auch geben. — Guat! sagte das Schachtmandl und führte den Burschen an einen Ort, wo zwei Schachte neben einander offen standen. Einer ist für mich, der andere ist für Dich. Aus Deinem darfst hoamtrag'n, so viel Dir beliebt, doch nit mehr, als Du jußt für Dich gebrauchst, und darfst auch keinem Menschen ein Wort davon derzähl'n.

Dös sind ja lauter ordinari Stein! sagte der Bursche, wurde aber von

dem Mannndl bedeutet, er solle sie nur untersuchen lassen. Nun steckte er sich die Taschen voll von dem grauen Gestein, daß im Schachte lag, und ging damit nach Brirlegg ins Schmelzhaus, wo die Stufen für Fahlerz erklärt und ihm zwanzig Gulden dafür ausgezahlt wurden. Darauf stellte er sich zur verabredeten Zeit wieder am Schacht bei dem Bergmannndl ein, und übergab diesem die gefundene Schelle, der sie alsbald tief in seinen Schacht warf. Lange hörte der Bursche das liebliche Geklingel, und fragte verwundert den Schachtgeist: Warum wirfst Du die schöne Schelle da hinunter? — Rasch war das Mannndl mit der Antwort bereit: Damit nicht wieder ein Takt wie Du, sie findet. Wer solche Schelle hat, dem muß ich immerfort dienstbar sein, und das ist kein Vergnügen. Sei Du froh Deines Lohnes; mein Gestein macht Dich reich. Aber merk' Dir das Sprüchel:

„Sei reich — und schweig!“

Damit schwand das Mannndl in seinen Schacht hinab.

Der Bursche trug nun nach und nach immer mehr Steine heimlich aus seinem Schacht, und wurde dadurch einer der reichsten Bauern. Nie sagte er, von welchem Ort er die Steine habe. Leider aber machte die leichte Art Geld zu gewinnen, den jungen Mann selbst leicht und locker; er begann flott zu leben, blieb im ledigen Stande, verscherzte seinen Ruf, und als er endlich heirathen wollte, bekam er trotz seines Geldes einen Korb um den andern, selbst von armen Bauerndirnen. Darüber erbost, ergab er sich dem Trunke. Eines Tages hatte er sich so beim Huberwirth bezechet, daß sein Bruder ihn heimführen mußte, und da wurde er im Kausche redselig, und plauderte aus, und erzählte seinem Bruder von der gefundenen Schelle und dem Schachtgeist. Plötzlich hörten beide eine Schelle silberhell klingeln, sahen jedoch nichts, der Kauschige aber erschreckt, und wurde auf einmal völlig nüchtern. Er eilte zum Schacht, da lag aber auch nicht ein Körnchen mehr von jenem silberhaltigen Erz, und der Schacht des Berggeistes daneben war gar nicht mehr vorhanden. Da nun der Bursche das Arbeiten verlernt hatte, und kein Geld mehr fand, der Durst ihm aber blieb, so sank er bald in Armuth und starb im Elend. Selten bringen die Gaben der Geister rechten Segen.

### Das Grubenmannndl im Nöhrenbühl.

Zu den reichsten und berühmtesten Silbererzgruben Tirols gehörten die am Nöhrenbühl (Unter-Innthalbezirk) zwischen Elmau und Kitzbühl im Steinhale. Man grub dort tiefer als irgendwo in Oesterreich und in ganz Deutschland. Aber auch dort wurde die Knappschafft, wie von so vielen deutschen Bergbauorten Sagen gehen, z. B. am Rhein, in Thüringen bei

Saalfeld und Reichmannsdorf, in Böhmen zc. — immer üppiger und verschwenderischer durch den gewonnenen Reichthum. Auch in diesem Bergwerk gab es viele Grubenmannl, aber das Glockengeläute einestheils, das zuchtlose Leben und Gefahren andertheils vertrieb sie, und mit ihnen schwand der Bergsegen und sank in immer größere Tiefen, oder wurde durch einfallende wilde Wasser ersäuft. Mancherlei gutes und böses wissen die Umwohner noch von den Bergmannl'n zu erzählen, jetzt ist aber nur noch ein einziges übrig, das ist uralt, hat einen bis zur Erde reichenden weißen Bart, und wird bisweilen an der „Geisterhalde“ mit traurigen Mienen erblickt, bisweilen hat es arme Hirten beschenkt, die bei schlimmem Wetter am Eingange seines Stollens Unterstand suchten, hat aber auch Böse erschreckt und Undankbare hart bestraft. Der blühende Bergbau ging ein; nichts als sogenannte „Haldenfutterci“ wird noch an der Kundschafthalde, Riedelwaldhalde und Geisterhalde betrieben, und auch diese Arbeit erträgt kaum den spärlichen Tagelohn.

## 41.

### Der Thalstollengeist.

Wenn Einer rüstig ansteigt, so kommt er von dem Schmelzwerk Brixlegg in zwei Stunden zum Bergwerk Thalstollen am Thierberge, in welchem noch jetzt von Amtsknappen auf Kupfer, Silber und Fahlerz gearbeitet wird. In diesem Stollen wohnt ein Schachtmannl, das sich bisweilen in erschreckender Weise blicken läßt. Entweder ist er ganz grün und hat feurige Augen, oder und meistens ist er ganz feurig, und macht Plärren, wenn er erscheint, die schrecklich ins Ohr gellen, daß schon mancher vor Schreck halb tod hingefallen ist, wenn er den Geist gesehen hat und hat ihn plärren hören.

Vor ohngefähr siebzig Jahren fuhr der Brosel Lenz (Ambrosius Lenz), ein wahrheitsliebender Bergmann, im sogenannten „Knappenstollen“ aus und ein. Just wo der Stollen am engsten war, mußten je zwei Knappen mit ihrem Wägerl „für einand rößeln“, das heißt, an einander vorüberfahren. Da kam der grünfeurige Stollengeist hinzu, und plärnte die einander be gegneten dermaßen an, daß sie übereinander purzelten und für tod weggetragen wurden.

Am tollsten trieb es der Thalstollengeist zur Nachtzeit, und endlich wollte kein Knappe mehr auf der letzten Schicht (Samstags oder bisweilen auch schon Freitags) bleiben. Mancher warf Pocher und Eisen, Schlägel und Häufel weg, und eilte nur, aus dem Schacht zu kommen.

Dem armen Brosel Lenz erging es gar schlimm. Als er jenen Schrecken verwunden hatte, wurde er ein andermal wieder vom Thalstollengeist erschreckt, und bekam im ganzen Gesichte „Flecken“, wurde krank und serbte

endlich ab. \*) Es war eine förmliche Folge des Anblickens jenes gefährlichen Geistes, daß der Kopf aufschwoll, und ein böser Ausatz, den sie dort die Fleken nennen, entstand. Der alte Peter Winkler, der vor sechszig Jahren mit für die Grafschaft auf Kupfer, Silber und Kobalt am nahen Geyer als Knappe arbeitete, aber schon lange todt ist, hat viel von solchen Geschichten gewußt und erzählt, zumal er selbst längere Zeit auch am Knappenstollen mit angefahren ist.

## 42.

### Schachtgeist in der Maukeröze.

Der Hofbauer vom Gute Oberbrunn am Reiterberg war einst Knappe und arbeitete vierzig Jahre hindurch in der Grube „Maukeröze“ bei Mattenberg, die sehr silber- und kupferhaltiges Erz führte. Der Mann lebt noch, heißt Matthias Winkler, ist fromm und redlich und übernimmt bisweilen auch Kellerspreng-Arbeiten im Lande.

Dieser Matthias Winkler erzählt für gewiß und wahrhaftig, daß auch in der Maukeröze ein Schachtgeist hause und häufig rumore. Man höre ihn im Innern des Bergwerkes bisweilen merkwürdig hämmern und rollen, und beim auf- und absteigen über die Leitern in den finstern Schächten steige er bisweilen ganz eng den Knappen hinten nach, womit er sie ängstige und könne ein Furchtsamer dadurch leicht zum Sturz gebracht werden. Auch in diesem Schachte zeige sich die Krankheitserscheinung der Kopfgeschwulst und der Fleken durch das „Anblasen“ des Schachtgeistes.

## 43.

### Die Rosengärten.

Das schöne Land Tirol umfaßt einige theils erhabene, theils liebliche Alphöhen, Gefilde und Berggelände, denen der bedeutame Name „Rosengarten“ beigelegt ist, und welche die Poesie des Volkes mit allem ihr zu Gebote stehenden Zauber verklärte. Da ragt aus dem Seißer Alpenstod der „Schlern“ als Haupt des „Rosengartens“ 8000 Fuß hoch empor. Um ihn und unter ihm starren und ragen die Felsenzacken des „Rosengartens“ weißgrau, zum Theil von Schnee bedeckt, in die Luft, und streuen weithin im Abendstrahle glühend ihren Rosenschimmer, dem Monte Rosa gleich. Senkrecht stehen als die Bäume dieses Zaubergartens mächtige Dolomitsäulen ernst und schweigend in ihrer Erhabenheit und Majestät.

Tief gegen den Beginn eines Alpenthales hinauf, wo einst die Venettianer aus Quellen und Bächen ihr Gold schöpften, wie sie nach allverbreiteter

\*) Starb an der Abzehrung.

Sage auf allen deutschen Gebirgen gethan, davon Harz- und Thüringerwald, Erz- und Riesengebirge Zeugniß geben, breitet sich weitgedehnt die Alpe aus, welche der Rosengarten heißt, und über die sich der hohe Rosenbergs als Thalwächter und Schlüsselstein emporgipfelt.

Hier prangte nach der Sage einst ein wunderschöner Rosengarten, der verborgen vor der Welt ein Paradies bildete, dessen Pracht zu schauen nur wenigen Sterblichen verstattet war. Nur von den nachbarlichen Höhen des Mühlthales zur rechten, des Navisthales zur linken, und des Waidenthales im Hintergrunde gewährte sich ein Einblick in jene Rosenflur, die von Gold und Silberbrunnen bewässert, im Sommer und Winter in ewiger Frühlingspracht grünte, und von einem gutartigen Zwergenvölklein bewohnt wurde, über das ein wohlwollender König herrschte. Aber der Riese vom Glunkezerberge \*) war ihm auffässig und warf einen Berg über den Rosengarten, der alles zertrümmerte und die schöne Welt zerstörte. Jetzt ist die Gegend oft rauh und kalt, von einer Eise Welt junger, nie schmelzender Ferner umstarrt; keine Rose der Gärten, auch keine Alpenrose wächst mehr dort, und dennoch grünt und blüht im Lenz und Sommer dort noch eine rosig-schimmernde Blumenwelt: es ist dieß die stengellose Silene (Marienvösklein) und die Eis-Androsace (Mannsharnisch), die in Fülle der Alpen trifft die Rosenfarbe leihen, und die Sage lebendig erhalten. Auch das Goldbach fließt noch, und der Scenn auf der Pengeralpe (Pengerboden) zeigt es gern dem Gebirgswanderer.

Der schönste aller Rosengärten aber liegt bei Algund, ohnweit der Burg Tirol. Der ist noch immer ein großartiger Naturgarten, der traulichste Winkel des ganzen Landes, südlich üppig, mit Wein und Feigen reich gesegnet, von Pinien und Cypressen übergrünt und von der Sage hoch gefeiert.

## 44.

### Der Rosengarten des Königs Laurin.

So heißt noch heute im Volksmunde des südlichen Tirols die gesegnete, herzerfreuende Umgebung von Algund und der Burg Tirol. Die Sage von dem Zwergenkönige Laurin scheint aus einer alten deutschen Dichtung, die den Anhang des bekannten Heldenbuches bildet, wieder in den Volksmund gedrungen, aus dessen Mund und Herzen der Dichter dieselbe jedenfalls erst empfing. Freilich ist das alte Gedicht romantisch ausgesponnen, die Sage aber, wie eine ächte Volksage sein muß, nur schlicht und einfach. \*\*)

\*) Vergl. III. Sage 13.

\*\*) Vergl. Ignaz B. Zingerle: König Laurin oder der Rosengarten in Tirol. Innsbruck. 1850, wo leider nur der Schluß des Märchens in der Vorrede neu erfunden ist.

Laurin war der Name eines Zwergenkönigs. Er war greise und weise, mild und gütig, und hatte eine Tochter, die war lieb und schön wie eine Faine oder eine Salige. Das Maidlein wünschte sich einen Garten, und bat ihren Vater um Land im Lichte der Sonne, denn der König wohnte in einer Krystallburg, die sich tief im Innern des Berges befand, der jetzt das alte Schloß Tirol krönt. Der gütige Vater gewährte der Maid ihre Bitte, und sie reutete nun auf dem ihr geschenkten Felde Dornen und Disteln aus, und pflanzte aller Arten Rosen an. Daraus wurde der „Rosengarten“ also schön und also mit Zauber gesetzt, daß sein Anblick noch heute den Wanderer beseligt, und all' sein Weh, so er dessen mit sich trägt, vergessen macht. Auf daß ein Jeglicher sich freue am Anblick ihres Gartens, umgab ihn die holde Zwergenmaid nicht mit Mauern oder Pfahlwerk, sondern sie umzog ihn mit goldseidenen Schnüren, wie nach altheidnisch-deutschem Brauch die Priester ihr Götterheiligthum, ihr Fanum, und wie Ehrimhilde um ihren Rosengarten auf dem Ried im Rheine bei Worms zog. So konnte und durfte auch alles Volk sich freuen an der Pracht und Blüthenfülle des Rosengartens der lieblichen Zwergenkingstochter.

Wann und wie dieses schöne Reich sein Ende gefunden, weiß die Sage nicht genau zu berichten. Die Gegend ist immer noch ein Gottesgarten, aber der König Laurin und seine Tochter zeigen sich nicht mehr. Nur die Zwerg- oder Mörngleinsage lebt noch frisch und grünt ewig. Nahe dem Dorfe Tirol soll noch ein Mörnglein mit dem komischen Namen Burzinigala oder Burzinigela wohnen, das zu der Schloßfrau ein gar minnigliches Verlangen trug. So auch haust eins auf dem Mutkopfe hinter demselben Dorfe, das singt in hellen Mondnächten über die Matte:

I bin so grau,  
I bin so alt,  
Denk di dreimal als Wief'  
Und dreimal als Wald!

Das alte Gedicht: König Laurin bewegt sich nur in einem Heldenkampfe gegen Riesen und Zwerge, und seine Schaupläze gehen vom Rosengarten Tirols bis hinab zum reizenden Gardasfer und gen Verona, dem Herrscherfize des Berners Dietherich, allwo Laurin die Taufe empfing.